Drei starke Geister.

Von

Alexander Dumas.

In's Deutsche übertragen

von

Ludwig Fort.

Zweiter Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1850.

Drei starke Geister.

Zweiter Theil.

Erstes Kapitel.

Erzwungene Geständnisse.

Zehn Minuten darauf erschien Fräulein von Thonnerins wieder frischer und heiterer als vorher im Saale, und als sie bei dem Grafen von La Marche vorüberging, sagte sie leise zu ihm:

„Lassen Sie sich vorstellen und engagiren Sie mich.“

Der Graf gehorchte ihr und während dieses Contretanzes fand zwischen ihm und der jungen Dame eine Unterredung statt.

Was sie mit einander sprachen, konnte Niemand hören und kein Mensch weiß es. Fräulein von Thonnerins war ungewöhnlich blaß und ihr letztes Wort des Gesprächs war:

„Verfügen Sie über mich, Herr Graf.“

Wahrscheinlich hatte der Graf irgend ein entsetzliches Geheimniß entdeckt, welches Familien, wie die des Mar=

quis um jeden Preis begraben wollen, um nicht ihre Ehre zu begraben. Dieses Geheimniß bestand jedenfalls zwischen Leonien und jenem Paolini, dessen Namen der Graf hinter ihr ausgesprochen hatte.

Wir können nur so viel mit Gewißheit sagen, daß Friedrich am folgenden Tage dem Marquis einen langen Besuch abstattete, daß er bei diesem Besuche um die Hand der jungen Gräfin anhielt und daß der Marquis sie ihm bewilligte.

Der Marquis war einflußreich, der Graf ehrgeizig. Wer kennt die Wege, die der Ehrgeiz einschlagen kann, um sein Ziel zu erreichen?

Die Ehre der ganzen Familie mußte in Friedrichs Händen liegen, damit der stolze Marquis sich bewogen fühlte, seine Tochter einem so unbekannten Grafen zu geben.

Es wurde festgesetzt, daß Herr von La Marche nach einem Monat mit seiner Braut auf einem seiner Güter in der Dauphiné zusammentreffen und daß die Verbindung dort vor sich gehen sollte.

Die Mitgift betrug vier Millionen, welche Leoniens Privateigenthum waren. Der Marquis, dessen einzige Erbin sie war, besaß viermalhunderttausend Franken Renten, und der harte Schlag, der ihn getroffen, als er das Unglück seiner Tochter erfuhr, hatte sein Leben um wenigstens zehn Jahre verkürzt.

So gewann der Graf, wenn die Verbindung wirk-

lich stattfand, eine jährliche Rente von sechsmalhunderttausend Franken mit zweihundert Louisd'ors, denn für diese Summe hatte ihm Leoniens Kammermädchen das Geheimniß ihrer Gebieterin verkauft.

Unmittelbar nach seiner Unterredung mit dem Marquis reis'te der Graf nach Moncontour zurück. Während seines viertägigen Aufenthalts in Paris war Blanka jeden Morgen und jeden Abend an die Gartenmauer gegangen, um zu sehen, ob sie nichts unter dem Steine finden würde, da sie beständig hoffte, daß ein unvorhergesehener Umstand den Grafen früher zurückführen werde, als er versprochen hatte.

Endlich, am Abend des vierten Tages fand sie ein Billet, worin er ihr anzeigte, daß er sie den nämlichen Abend besuchen würde.

Um zehn Uhr trat sie mit ihm in den uns schon bekannten Pavillon, und was sie in den vier Tagen seiner Abwesenheit empfunden hatte, sprach sich in den Worten aus:

„Friedrich, gieb mir das Leben wieder, das Du mit Dir genommen hattest!"

„Glaubtest Du denn, Du würdest mich nicht wiedersehen, Blanka?" fragte der Graf, indem er die Hände des vor ihm auf den Knieen liegenden jungen Mädchens nahm und einen Blick auf sie richtete, den sie für liebevoll hielt.

„Hätte ich nicht Dein Wort, daß Du zurückkommen

würdest? was hätte ich also fürchten können? Ich war nur betrübt über Deine Abwesenheit. Wenn ich aber mit fester Ueberzeugung auf Deine Rückkehr baute, so hätte doch nur wenig gefehlt, daß Du mich diesen Abend nicht hier fandest."

„Was willst Du damit sagen?"

„Ich bin dem Tode nahe gewesen."

„Was ist denn geschehen?"

„Ich habe in einer entsetzlichen Gefahr geschwebt, und ohne ein Wunder Gottes würdest Du mich nicht wiedergesehen haben."

Friedrich war über diese Mittheilung seiner Geliebten erschrocken, was dieser nicht entging, und sie sagte daher zu ihm:

„Welch ein Glück, von Dir geliebt zu werden!"

Zu gleicher Zeit küßte sie mit Thränen der Dankbarkeit seine Hände.

„Du hast Doch jetzt nichts mehr von dieser Gefahr zu fürchten?" fragte er.

„Nein; soll ich sie Dir erzählen?"

„Allerdings, ich bitte Dich darum."

„Als die Mutter und ich am Morgen Deiner Abreise meinen Bruder an den Wagen begleiteten, in dem er nach Niort fahren wollte und der ihn unten am Berge erwartete, kam plötzlich ein Stier auf uns zu, der sich losgerissen hatte. An ein Entfliehen war nicht zu denken. Ich sah den Tod vor Augen, vielleicht mit einigem

Bedauern, denn ich bin jung und liebe Dich, gewiß aber ohne Furcht, das schwöre ich Dir. Ich bekreuzte mich, sprach Deinen Namen aus, schloß die Augen und wartete mit ruhiger Ergebung der kommenden Dinge. Als der Stier nur noch zehn Schritte von uns entfernt war, sprang ein junger Mann, ein Engel, ein Gott, ihm entgegen, erfaßte mit einer Kraft, von der Du Dir keinen Begriff machen kannst, ihn bei den Hörnern und warf ihn zu Boden. Ehe ich dem Himmel für diese wunderbare Rettung dankte, dachte ich an Dich, weil er mir erlaubte, daß ich Dich wiedersehen sollte. Mein Tod würde Dich bekümmert haben, nicht wahr?"

„Ja, Blanka, Dein Tod wäre das größte Unglück für mich gewesen, und ich versichere Dir, daß ich ihn nicht überlebt haben würde."

Friedrich sagte keine Unwahrheit. Blanka's Tod würde auch ihm das Leben gekostet haben, aber nicht in dem Sinne, wie das junge Mädchen es verstand. Obgleich daher die Gefahr vorüber war, vermochte der Graf doch bei dem Gedanken, daß Blanka's Tod dadurch hätte herbeigeführt werden können, eine Regung des Entsetzens nicht zu unterdrücken, denn nach Friedrichs Combinationen war es für sein Glück und für die Ruhe seiner Zukunft unerläßlich, daß Blanka so lange als möglich am Leben blieb.

„Und wer war der junge Mann, der Euch alle Drei gerettet hat?" fragte er Blanka.

„Er war ein Zimmermann, Namens Robert.“

„Ist er nicht verletzt worden?“

„Nein; er hat uns seit dem Vorfalle jeden Tag besucht, um sich nach unsrem Befinden zu erkundigen.“

„Dieser Zimmermann scheint viel Bildung zu haben.“

„Dies ist in der That der Fall. Ich habe mich selbst gewundert, bei einem Menschen seines Standes so vortreffliche Eigenschaften zu finden. Seine Gesichtszüge sind eben so edel, als sein Herz, er ist ein braver und muthiger junger Mann.“

„Mit welcher Begeisterung Du von diesem Robert sprichst, liebe Blanka! Du wirst mich eifersüchtig auf ihn machen,“ sagte der Graf lächelnd.

„Dies hat keine Gefahr. Indessen gestehe ich Dir, daß ich ihn liebe, aber dieses Gefühl kann nur Freundschaft sein, da es auf einer Menge von Vernunftgründen beruht, während ich Dich liebe, ohne selbst zu wissen, warum, ein Beweis, daß das, was ich für Dich empfinde, wirklich Liebe ist. Ich bin jedoch gern in Gesellschaft dieses jungen Mannes, denn mein Herz steht mit dem seinigen in Einklang; er ist gut und rechtschaffen und man sieht, daß er sein Leben Jedermann offen vor Augen legen kann, ohne zu fürchten, daß man einen Makel oder nur einen Schatten darin findet; alle seine Worte sind so frisch und rein, wie Quellwasser. Das Herz erquickt sich in seiner Gesellschaft; und Du solltest sehen, wie er

seine Schwester liebt, wie er sie beschützt, wie ängstlich besorgt er um sie ist, wie schwach und schüchtern er wird, wenn das Kind krank ist oder weint! Er hat die Kleine einige Male mit zu uns gebracht, sie ist erst fünf Jahre alt und blond und rosig wie ein Engel. Wir wissen nicht, was wir noch erfinden sollen, um uns für den Dienst, den er uns geleistet hat, erkenntlich zu zeigen. Mutter und ich wetteifern daher in Aufmerksamkeiten gegen die kleine Susanne, die verwais't ist und der ihr älterer Bruder Vater und Mutter ersetzen muß. Diese Pflicht, die ihn ganz glücklich macht, erfüllt er mit rührender Zärtlichkeit; nichts ist ihm schön genug für sein Schwesterchen. Er kleidet sie wie eine kleine Herzogin und es gewährt einen interessanten und zugleich ergreifenden Anblick, den athletischen jungen Mann mit dem zarten Kinde spielen zu sehen. Es ist, als sähe man einen Löwen, den eine Taube gezähmt hat. Gestern spielte sie mit einer Scheere und schnitt sich dabei in den Finger, so daß ein Tropfen Blut hervorquoll. Als Robert dies sah, wurde er leichenblaß und die Mutter mußte ihn halten, sonst wäre er umgefallen. Susanne bemerkte den Eindruck, den ihre Unvorsichtigkeit auf ihn gemacht hatte, und das liebe Kind eilte auf ihn zu, indem sie lächelnd sagte: Es ist nichts, Robert, es ist nichts, weine nicht mehr. — Robert nahm sie auf seine Arme und sog mit den Lippen den Blutstropfen von ihrem Finger. O, er besitzt einen wahrhaft edlen und schönen Charakter! Aber es langweilt

Dich wohl, Friedrich, daß ich so viel von diesem jungen Manne spreche?“

„Im Gegentheil, liebe Blanka, erzähle weiter; denn ist nicht Jedermann, den Du liebst, im Voraus mein Freund? Ueberdies hat mir dieser Robert einen so großen Dienst erzeigt, indem er Dir das Leben rettete, daß es mir nur Vergnügen machen kann, sein Lob zu hören.“

„Es würde in der That fast undankbar von mir sein, wenn ich nicht von ihm sprechen wollte. In dem Briefe, den mein Bruder von Niort aus an uns geschrieben hat, ist auf zwei Seiten nur von ihm die Rede. Dies kommt daher, weil Felician mit seiner großen Menschenkenntniß einen edlen Charakter in Robert gefunden hat. Ihre beiden Herzen sind ganz aus dem nämlichen Stoffe gebildet; der Eine ist ein wenig träumerischer, poetischer und durch Studien aufgeklärter, der Andere aber eben so rechtschaffen, eben so offenherzig und einen eben so graden Weg verfolgend, wenn auch in einer etwas niedereren Sphäre; mit Einem Wort, Beide kennen nur das Gute. Wenn sich zwei solche Männer begegnen, so erkennen sie sich auf der Stelle an gewissen Gefühlen, welche immer die nämlichen sind und die man das Signalement des Herzens nennen kann. Sie reden sich an und werden von diesem Augenblicke an Freunde und Brüder für das ganze Leben. Glaubst Du wohl, Friedrich, daß ich mich im Herzen vor diesem jungen Manne meines Fehltritts schäme, während ich vor mei-

nem Bruder nicht darüber erröthet bin? Hätte ich ihn eher gekannt, als Dich, so glaube ich, daß ich Dir nie gehorcht haben würde."

„Du hättest ihn also geliebt?"

„Nein, aber ich würde besser eingesehen haben, welchen Kummer der Fehltritt einer Schwester dem Bruder bereiten kann, und aus seiner Liebe zu Susannen würde ich Felician's Liebe zu mir besser erkannt und daher nichts gethan haben, was ihn betrüben könnte. Du darfst mir nicht zürnen wegen dessen, was ich Dir hier sage, lieber Friedrich; Du weißt, wenn ich bei Dir bin, öffne ich mein Herz und zeige Dir alle seine Falten, denn die Aufrichtigkeit eines Mädchens ist nur ein Beweis mehr für ihre Liebe. Ich liebe Dich so sehr, daß ich nicht fürchte, es Dir offen zu gestehen, daß etwas mich hätte verhindern können, Dich zu lieben. Neulich fragte ich Robert, was er thun würde, wenn Susanne in meinem Alter einen Fehltritt beginge. Er blickte mich an, als hätte er errathen, welches indirekte Interesse ich an seiner Antwort hatte, und erwiderte mir dann: Ich würde ihren Mitschuldigen auffordern, diesen Fehler wieder gut zu machen, und wenn er sich weigerte, so würde ich erst ihn und dann Susannen umbringen, denn ich liebe sie zu sehr, als daß ich sie entehrt leben lassen könnte. — Ich erröthete unwillkürlich und ich glaube fast, er bemerkte es. Da erwachte plötzlich der fürchterliche Gedanke in mir, daß Du vielleicht nicht zurückkehrtest ..."

„Du hattest also vergessen, daß Du meine Gattin werden sollst?“ unterbrach sie Friedrich.

„O nein! aber sprich, werden wir bald dieses glückliche Ziel erreichen?“

„Wann kommt Dein Bruder zurück?“

„In vierzehn Tagen. Weißt Du, warum ich mich noch mehr über Deine Rückkehr freue? weil ich morgen Abend zu ihm reisen will und weil ich Dich vorher nicht noch einmal hätte sehen können, wenn Du nur einen Tag später gekommen wärst.“

„Wie? Du gehst nach Niort?“

„Ja, mit meiner Mutter.“

„Was wollt Ihr dort?“

„Hast Du es denn nicht gehört? wir wollen zu meinem Bruder, der uns geschrieben hat, der Bischof habe alle Schwierigkeiten gehoben und werde binnen wenigen Tagen das für ihn thun, wozu er bei Anderen mehrerer Monate bedarf. So wird Felician in das Seminar von Niort eintreten, wie es Gebrauch ist, um dort die Priesterweihe zu erhalten, und in vierzehn Tagen ist er Pfarrer unserer Gemeinde und kann uns noch vor seiner Reise trauen, wenn Du willst.“

„Er will also eine Reise machen?“ fragte der Graf zerstreut.

„Nun ja, weißt Du es denn nicht mehr? er muß nach dem südlichen Frankreich reisen, um den letzten Willen eines Verstorbenen zu erfüllen.“

„Es ist wahr, ich entsinne mich. Verlaß Dich darauf, daß Du vor seiner Abreise meine Gattin wirst. Jetzt höre mich an. Du gehst also morgen nach Niort?"

„Ja; darf ich Felician Alles gestehen?"

„Noch nicht; warte damit so lange, bis er ordinirt ist, und störe ihn jetzt nicht mit solchen Familienangelegenheiten. Du weißt, daß ich Dir schon vor meiner Reise nach Paris das Nämliche gesagt habe."

„Ja; aber den Tag darauf, wenn er Pfarrer geworden ist, sage ich ihm die ganze Wahrheit."

„Allerdings, und Du setzest hinzu, daß er mir einen Tag bestimmen soll, an welchem ich ihn besuchen soll, um Deine Hand von ihm zu erbitten."

„Ich danke Dir, Friedrich, ich danke Dir. Deine Liebe ist edel und gut."

„Und nun lebe wohl!"

„Du gehst schon?"

„Ja, es ist spät."

„Aber ich soll Dich vierzehn Tage lang nicht sehen!"

„Du schreibst an mich."

„Gewiß, jeden Tag."

„Vergiß es ja nicht."

Es war, als hätte er eine geheime Absicht, indem er ihr dies so dringend an's Herz legte.

„Glaubst Du denn, ich könnte Dich vergessen? Dich,

mein Leben, meine Seele, meine Ehre? Was wirst Du während dieser Zeit thun?"

„Ich werde warten, indem ich an Dich denke und Dich liebe."

Blanka umfing den Geliebten mit beiden Armen.

„Du weißt," fuhr dieser fort, „daß ich unsre Verbindung nicht Einen Tag unnöthig verzögern will. Den nämlichen Abend, an welchem Dein Bruder die Weihe erhalten hat, gestehst Du ihm Alles und sagst ihm meinen Namen, und wir werden glücklich sein, meine heißgeliebte Blanka!"

Als Blanka in das Zimmer im Erdgeschoß zurückgekehrt war, trat Robert in Begleitung Susannens ein.

Wir haben schon erwähnt, daß der junge Mann die heitere Stimmung Blanka's bemerkte, aber davon haben wir noch nichts gesagt, daß er auf ihre Antwort: „Ja, ich bin sehr glücklich," nichts erwiderte und sie nicht nach der Ursache ihres Glücks fragte.

Ganz im Gegentheile zu dem jungen Mädchen wurde Robert nachdenkend und betrübt und setzte sich in einen Winkel des Zimmers, wo er, den Kopf in beide Hände gelegt, Blanka stillschweigend betrachtete.

Währenddem eilte Susanne auf sie zu, und sie nahm das Kind auf den Schooß.

Seitdem Robert in Felician's Familie Zutritt hatte, war eine gewisse Veränderung mit ihm vorgegangen. Er bemühte sich, es nicht bemerken zu lassen, daß er ein

Mann aus dem Volke, ein einfacher Handwerker war, nicht, weil er sich seines Standes schämte, denn dazu besaß er zu viel natürlichen Verstand, sondern weil er eingesehen hatte, daß die Familie ihn um so lieber gewinnen würde, je mehr er sich ihrer gesellschaftlichen Stellung näherte, obgleich sowohl Madame Pascal, als ihre Tochter und Felician wenig auf das Aeußere eines Menschen gaben, dessen Charakter sie schätzen mußten. Robert war daher fast kokett geworden. Er ordnete sein Haar sorgfältig, knüpfte sein Halstuch weniger nachlässig, trug eine neue Jacke von modischerem Schnitte, ein Hemd von feinerer Leinwand, ein eleganteres Beinkleid und fast zierliche Schuhe. Man hätte nimmer geglaubt, daß seine Hände die Säge und den Hobel führten, so weiß waren sie jetzt, während sie sonst rauh und gebräunt aussahen.

Diese Veränderung war fast unwillkürlich eingetreten und ohne daß er selbst es bemerkte. Wäre nur Madame Pascal und Felician im Hause gewesen, so würde er vielleicht nicht daran gedacht haben; aber Robert glaubte, daß man nie schön und elegant genug sein könne, wenn man den Umgang eines so vollkommenen Mädchens, wie Blanka, genoß.

Auch an Susannen würde sich diese Umwandlung bemerklich gemacht haben, wäre sie nicht, wie wir wissen, schon längst das hübscheste und eleganteste Kind in der ganzen Umgegend gewesen.

Blanka war dies Alles nicht entgangen, sie hatte errathen, daß sie die Ursache der Kokketterie des jungen Mannes war, und wir können nicht leugnen, daß sie sich im Stillen dadurch geschmeichelt fühlte.

Robert besuchte die Familie Pascal oft und schon in den wenigen Tagen seiner Bekanntschaft mit ihr, war ein vertrautes Verhältniß zwischen ihm und jedem Mitgliede derselben entstanden. Es treten in der That zuweilen Ereignisse im Leben ein, die zwischen den dabei betheiligten Personen eine innige Zuneigung hervorrufen, zu der unter gewöhnlichen Umständen erst eine Jahre lange Bekanntschaft führt.

So oft indessen Robert zu Madame Pascal und ihrer Tochter kam, so wäre er gern noch viel öfter gekommen. Zuweilen, wenn er nach einem zwei= bis dreistündigen Besuche aus ihrem Hause trat, blieb er an der Thür stehen, als wäre es ihm leid, daß er sich schon so bald entfernte, und oft ging er den nämlichen Abend noch einmal an das Gitterthor und kehrte betrübt nach seiner Wohnung zurück, ohne eingetreten zu sein, denn er hatte noch zur rechten Zeit überlegt, daß es unbescheiden oder zudringlich erscheinen würde, wenn er an Einem Tage zweimal kam.

Dann ließ er zuweilen Susannen bei Blanka, um einen Vorwand zur Wiederkehr zu haben, und diese kleine List verschaffte ihm dann noch das Vergnügen einer kur=

zen Unterhaltung, wenn er sein Schwesterchen des Abends abholte.

Er konnte es daher auch nicht unterlassen, Fräulein Pascal einen Abschiedsbesuch zu machen, ehe sie das Dorf verließ; allein er hatte nicht erwartet, sie so heiter zu finden, obgleich dies eigentlich ganz natürlich war, da sie sich freute, ihren Bruder wiederzusehen.

Allerdings war dies nicht der wirkliche Grund ihrer Freude.

Da sie so betrübt gewesen war, als Friedrich sich das erste Mal von ihr trennen mußte, um nach Paris zu gehen, so hätte man glauben sollen, daß der Gedanke an eine Trennung von wenigstens vierzehn Tagen ihr noch schmerzlicher sein würde. Aber nein, sie kannte die Ursache dieser längern Trennung, während ihr die der ersten Reise ihres Geliebten unbekannt gewesen war. Friedrich hatte ihr versprochen, sie von nun an nicht wieder zu verlassen; also war sie fest überzeugt, daß sie ihn bei ihrer Zurückkunft finden würde.

„Wir wollen Abschied von Dir nehmen," sagte die kleine Susanne mit ihrer lieblichen Stimme, indem sie Blanka's Hals mit beiden Armen umschlang und einen derben Kuß auf ihre Wange drückte. „Es macht mich recht betrübt, daß Du uns verlassen willst."

„Warum denn, mein gutes Kind?"

„Weil ich Dich so sehr liebe und Dich nicht wie-

versehen soll, und weil auch Robert Dich liebt und es ihn bekümmert, daß er Dich nicht mehr besuchen kann."

Blanka warf einen freundlichen Blick auf den jungen Mann, der hoch erröthete.

„Susanne hat Recht," sagte er, „es ist mir schmerzlich, daß ich nicht mehr hierher kommen soll, wo Sie und Ihre Frau Mutter mich immer so freundlich aufgenommen haben. Da wir keine Familie haben, so fühlen wir uns um so glücklicher, wenn wir Jemanden finden, der uns gern sieht und uns ein wenig liebt."

„Wir kommen bald zurück, Herr Robert, und ich hoffe, daß Sie dann Ihre Besuche fortsetzen werden."

„Gewiß, mein Fräulein, wenn Sie es erlauben."

Robert schwieg und betrachtete Blanka wieder, die mit Susannen spielte.

Plötzlich stand er auf und sagte vor sich hin, indem er mit der Hand über die Stirn fuhr: „Ich bin ein Thor!" Dann trat er an's Fenster und blickte in den Garten.

Blanka hatte die Bewegung des jungen Mannes bemerkt und fast seine Worte verstanden.

Sie nahm Susannen von ihrem Schooße, erhob sich ebenfalls und trat zu Robert, indem sie zu ihm sagte:

„Was fehlt Ihnen denn? Sie sehen ja so betrübt aus?"

„Ich bin keineswegs betrübt, mein Fräulein."

„O ja, Sie sind es wohl. Kommen Sie, theilen

Sie mir Ihren Kummer mit, vielleicht kann ich Sie trösten."

„Erzählen Sie mir lieber, warum Sie so heiter sind, Fräulein Blanka," erwiderte Robert. „Dies wird das beste Mittel sein, mich zu trösten, wenn ich überhaupt des Trostes bedarf."

„Kann ich in den Garten gehen und spielen, lieber Bruder?" fragte Susanne, indem sie ihre Hände nach Robert ausstreckte und ihr blondes Köpfchen erhob, als wäre sie überzeugt, durch eine Liebkosung um so gewisser seine Erlaubniß zu erhalten.

„Ja, mein Kind, spiele wo Du willst," sagte Blanka, indem sie Susannen küßte und ihr dann selbst die Thür öffnete. Hierauf kehrte sie zu Robert an's Fenster zurück, ohne jedoch seine Frage wegen der Ursache ihrer Heiterkeit zu beantworten.

Dies war fast so gut, als ein Geständniß, daß die Ursache etwas Geheimnißvolles hatte.

Robert wünschte jetzt nur um so mehr, sie kennen zu lernen, nicht aus bloßer Neugierde, sondern weil eine innere Stimme ihm sagte, daß sie auf ihn selbst Bezug hatte, und daß Blanka's Freude einen Kummer für ihn verbarg; denn der Mensch fühlt immer ein unwillkürliches Verlangen, das zu ergründen, was ihm schmerzlich sein muß. Blanka hielt ihre Antwort keineswegs aus Zerstreuung zurück, sondern überlegte, was sie antworten sollte. Es giebt Geheimnisse, welche die Frauen

nicht lange in ihrem Herzen verschließen können, selbst wenn sie die ernsthaftesten Dinge und Verhältnisse des Lebens betreffen. Die Freude ist in solchen Fällen eine schlechte Rathgeberin, denn sie ist mittheilend und führt das Geständniß auf die Lippen, ohne daß die Bekennende sich dessen bewußt ist.

Nach kurzem Stillschweigen und Nachdenken sah Blanka den jungen Mann fest an, als wollte sie sich noch einmal überzeugen, daß sie einen rechtschaffenen Mann vor sich habe, der unfähig war, ihr Vertrauen zu mißbrauchen.

„Ja, ich bin glücklich," sagte sie endlich „und ich fühle das Bedürfniß, es Jemandem zu sagen, denn die Freude läßt sich schwer verbergen und Sie sind der einzige Mann in der Welt, dem ich mein Glück mittheilen kann, denn Sie sind mein Freund, nicht wahr, Herr Robert?"

„Ich hoffe, Sie werden nicht daran zweifeln, mein Fräulein," erwiderte der junge Mann, „und wenn Sie anstatt einer Freude einen Kummer hätten und mein Leben Ihnen zu etwas nützlich sein könnte, so hoffe ich, daß Sie keinen Anstand nehmen würden, es von mir zu verlangen, wie ich auch nicht zögern würde, es Ihnen mit Freuden darzubringen. Habe ich Ihnen dies nicht schon einmal gesagt? meine Gesinnungen haben sich nicht geändert."

„Ja, lieber Freund," entgegnete Blanka, indem sie

ihm ihre Hand reichte, die er erröthend an seine Lippen drückte; „ja, ich weiß, daß Sie mich lieben, wie Sie Susannen lieben, und ich bin Ihnen herzlich dankbar für diese aufrichtige Zuneigung, die so schnell entstanden ist und hoffentlich lange dauern wird. Ich würde es daher als eine Sünde betrachten müssen, wollte ich Ihnen den Grund meines Glückes verbergen, wenn Sie mich danach fragen und wenn ich die feste Ueberzeugung habe, daß er in Ihrem Herzen eben so wohl aufgehoben ist, als in meinem eigenen. Was ich Ihnen sagen werde, weiß noch Niemand, und vor Ablauf von vierzehn Tagen wird es, außer Ihnen, kein Mensch erfahren. Ich will mich verheirathen, Herr Robert.“

Der junge Mann wurde bleich wie ein Marmorbild, so daß Blanka es bemerkte und ihn besorgt fragte:

„Was ist Ihnen denn?“

„Nichts, mein Fräulein,“ antwortete Robert mit vollkommener Ruhe.

„Sie sind ganz blaß geworden.“

„Ja, das Blut strömt mir oft zum Herzen und ich fühle dann selbst, daß ich erbleiche, ohne zu wissen, warum; mein Vater litt ebenfalls an diesem Uebel und er ist sogar daran gestorben.“

„Dann dürfen Sie es nicht vernachlässigen.“

„An irgend einer Krankheit sterben wir ja doch Alle; was kommt also darauf an, ob es diese oder eine andere ist?“

Es war Robert, als sollte er ersticken, aber nicht wegen eines körperlichen Schmerzes, sondern in Folge dessen, was er eben gehört hatte; er verließ daher das Fenster und ging einige Mal im Zimmer auf und ab, indem er die Hand von seinem gepreßten Herzen nach den Augen führte, welche nahe daran waren, sich mit Thränen zu füllen.

Bei kräftigen Constitutionen äußert sich der Seelenschmerz fast ganz so, wie bei den Kindern.

Blanka betrachtete Robert mit Erstaunen und selbst mit Besorgniß, denn sie glaubte wirklich an den von ihm angegebenen Grund seiner Beklemmung.

Es gelang ihm indessen, sich wieder zu beherrschen, und er kehrte zu ihr zurück, indem er sagte:

„Verzeihen Sie mir diese Frage, mein Fräulein, aber wie kommt es, daß Ihre Frau Mutter und Ihr Herr Bruder noch nichts von einem so hochwichtigen Schritte wissen?"

„Darin liegt eben das Geheimniß," antwortete Blanka, „und deshalb sollen Sie davon schweigen."

Sie konnte sich nicht enthalten, bei den ersten Worten dieses Geständnisses zu erröthen.

„Sie wollen also einen Mann heirathen, den Sie lieben?" fragte Robert zitternd und mit dem schmerzlichen Vergnügen, das ein Verwundeter empfindet, wenn er seine Wunde reizt.

„Ja."

„Und dieser Mann ist jung?"

„Er ist dreißig Jahr alt."

„Ohne Zweifel auch reich?"

„Ja, aber dies ist kein Grund für meine Liebe."

„Sie lieben ihn also?"

Blanka nickte lächelnd mit dem Kopfe.

„Und er liebt Sie wieder?"

„Ja."

„Hat er sich um Ihre Gunst beworben, ehe er Sie um Ihre Hand bat?"

„Er hat sich allerdings zuvor überzeugen wollen, ob ich ihn lieben würde."

„Er ist wohl ein Freund Ihrer Familie?"

„Nein, weder meine Mutter noch mein Bruder kennen ihn."

Robert sah Blanka verwundert an.

„Wie kommt es dann, daß Sie ihn kennen, mein Fräulein?"

Blanka erröthete und begann ihre Offenherzigkeit zu bereuen. Sie hatte geglaubt, indem sie zu Robert sagte: „Ich heirathe einen Mann, der mich liebt und den ich wieder liebe," daß sie es dabei würde bewenden lassen können. Aber Robert wollte Alles wissen, besonders als er ihre Verlegenheit sah, und wiederholte daher seine Frage:

„Wie kommt es, daß Sie ihn kennen?"

„Ich habe ihn zufällig kennen gelernt," stammelte Blanka.

„Und Sie haben mit ihm gesprochen?"

„Ja, einige Male," antwortete sie, denn sie wollte nicht die ganze Wahrheit sagen und suchte sich durch Ausflüchte einem vollkommenen Geständnisse zu entziehen; aber sie hatte einen ehrenwerthen jungen Mann vor sich, der die Ueberzeugung gewonnen, daß er sie mehr, als sein Leben liebte, und der, von einer dunklen Ahnung ergriffen, daß die Freude des unerfahrenen jungen Mädchens ein Unglück verbergen konnte, sich vorgenommen hatte, Alles zu erfahren, sollte es ihm auch das Herz brechen.

„Diese wenigen Unterredungen haben Ihnen also genügt," fuhr er fort, „um zu erfahren und es sich gegenseitig zu sagen, daß Sie sich lieben und daß Sie für einander bestimmt sind?"

„Ja, Herr Robert," antwortete Blanka in einem Tone, als wollte sie ihn bitten, nicht weiter mit Fragen in sie zu dringen.

„Dies nenne ich sehr rasch handeln," versetzte Robert, indem er sie scharf ansah.

„O, ich bin fest überzeugt, daß er mich liebt!" rief Blanka mit Lebhaftigkeit.

„Man braucht Sie allerdings nicht oft zu sehen, um Sie zu lieben, mein Fräulein; demohngeachtet aber muß ich Ihnen wiederholen, daß ich es für eine Ueber=

eilung halte, wenn eine junge Dame ihre Liebe und ihre Hand einem Manne gewährt, den sie erst einige Male gesehen hat. Sie haben ihn auch gewiß öfter gesehen und gesprochen?“

„Ja, in der That …“ stammelte Blanka.

„Aber wo sahen Sie ihn, mein Fräulein, da Ihre Mutter und Ihr Bruder ihn nicht kannten?“

Blanka versuchte es noch einmal, Robert irre zu führen, aber das gute Mädchen verstand das Lügen nicht.

„Ich sah ihn in der Kirche,“ erwiderte sie.

„Und dort sprachen Sie mit ihm? Wie ist das möglich, da Ihre Frau Mutter Sie überallhin begleitet?“

„Dennoch ist es so.“

Robert machte eine Bewegung.

„Dann auch bei Bekannten,“ setzte Blanka rasch hinzu, ohne die Augen zu dem jungen Manne zu erheben.

„Sie verstehen es nicht, die Unwahrheit zu sagen, mein Fräulein.“

„Ich sage keine Unwahrheit.“

„O ja,“ erwiderte Robert in entschiedenem Tone, „denn Sie haben diesen Mann hier in Ihrem Hause gesehen und gesprochen.“

„Woher wissen Sie das?“

„Sie sehen, mein Fräulein, daß Sie nicht lügen können. Jetzt, Blanka,“ fuhr Robert fort, indem er ihre

Hände ergriff, „müssen Sie mir die Wahrheit sagen.“

„Nein, das wird nie geschehen!“

„Sie müssen!“ rief Robert immer dringender.

„Sie ängstigen mich,“ sagte Blanka erschrocken; „ich bitte Sie, fragen Sie mich nichts weiter.“

„Hören Sie mich an, mein Fräulein,“ versetzte Robert nach einer Pause mit tiefem Gefühl; „Sie haben mir diese Mittheilung freiwillig gemacht, ohne daß ich sie von Ihnen verlangt habe; jetzt ist es zu spät, zurückzutreten; also, um des Himmels willen, erzählen Sie mir Alles, sonst sage ich Ihrer Mutter, was ich schon weiß.“

„Das werden Sie nicht thun denn Sie haben mir versprochen, zu schweigen.“

„Ja, wenn Sie mir die ganze Wahrheit sagten, aber nicht, wenn Sie mir etwas verheimlichten.“

„Nun gut, ich will Ihnen Alles sagen, aber Sie müssen darüber schweigen.“

„Ich gebe Ihnen mein Wort darauf. Also sprechen Sie.“

„Nein, heute nicht, Herr Robert.“

„Ist es denn etwas Schlimmes, was Sie gleichwohl so heiter macht?“ fragte Robert mit odemloser Stimme. „O Blanka, Blanka! ich ahne ein Unglück! dieser Mann ist gewiß ein schlechter Mensch!“

„Was sagen Sie? großer Gott! ...“

„Antworten Sie, Blanka, antworten Sie mir, wie

Sie Gott antworten würden, und ich schwöre Ihnen nochmals, daß kein Mensch das Geheimniß erfahren soll, das Sie mir anvertrauen; aber sprechen Sie, wenn Sie nicht wollen, daß ich ein größeres Unglück und einen größeren Fehler vermuthe, als wirklich vorgefallen ist.“

„Ich bin nicht strafbar, Herr Robert,“ erwiderte Blanka, die ihre Thränen nicht mehr zurückhalten konnte.

„Habe ich denn dies gesagt, liebes Kind? und hätte ich überhaupt ein Recht, es zu sagen? Ich bin Ihr Freund, Ihr Bruder, nicht aber Ihr Richter. Beruhigen Sie sich und antworten Sie mir ohne Scheu, und besonders weinen Sie nicht, ich bitte Sie darum. Wollen Sie mir aufrichtig antworten?“

„Ja, ich will es; fragen Sie mich.“

„Ihr Geliebter hat Sie hier besucht?“

„Ja.“

„In Ihrem Zimmer?“

„Nein, niemals.“

„Also im Garten?“

„Ja.“

„Wahrscheinlich des Abends?“

„Allerdings.“

Robert hielt einige Augenblicke unschlüssig inne, ehe er weiter ging. Man konnte leicht sehen, daß er sowohl um seiner selbst, als auch um Blanka's willen zögerte, sein Verhör fortzusetzen; denn jeder Schritt zur Aufklärung der Wahrheit war eine neue Qual für ihn.

Blanka hoffte schon, er werde es dabei bewenden lassen; aber bald hob er vorsichtig und fast muthig wieder an:

„Sie können mir Alles sagen, denn ich habe kein Recht auf Sie, da ich weder Ihr Gatte noch Ihr Bruder bin. Es geschieht also nur zu Ihrem Besten, wenn ich Sie ausfrage, und ich wiederhole Ihnen, daß Alles, was Sie mir sagen, für Jedermann ein Geheimniß bleiben soll. Sie haben diesen Mann sogleich geliebt?“

„Ja. Die Worte, die er mir sagte, waren mir so neu und hatten einen so bezaubernden Reiz für mich!“

„Und Sie haben ihm Ihre Liebe gestanden?“

„Ja.“

„Und ...“

„Genug, genug, Herr Robert, ich bitte Sie!“ rief Blanka, indem sie vor dem jungen Manne auf die Kniee fiel.

Zugleich bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen.

Der Tod seiner Eltern hatte Robert tief bekümmert, denn er liebte sie, wie alle edlen Herzen lieben; aber noch nie hatte er einen solchen Schmerz empfunden, wie in diesem Augenblicke.

„Wer weiß, ob das Unglück nicht noch größer ist?“ dachte er bei sich; dann fragte er laut:

„Sie gehören also diesem Manne ganz an?“

„Dies habe ich nicht gesagt.“

Robert fühlte, daß er sich geirrt hatte.

„Sprechen Sie die Wahrheit, Blanka!“ rief er aus,

indem er ihre Hand ergriff und sie aufhob; „o, sagen Sie es noch einmal, daß Sie diesem Manne nicht angehören!“

Blanka antwortete nicht, sie weinte stille Thränen.

„Also diese Heirath,“ fuhr Robert mit schwacher Stimme fort und indem er sich auf einen Stuhl niederließ, denn er hatte nicht mehr die Kraft, aufrecht zu stehen, „diese Heirath ist also zur Wiederherstellung Ihrer Ehre nothwendig?“

„O, er liebt mich! er hat es mir feierlich gelobt, daß ich seine Gattin werden soll!“

„Blanka!“

„Zweifeln Sie daran?“

„Ich zweifle jetzt an Allem.“

„Dies ist ein Vorwurf, und doch haben Sie mir versprochen, mir keinen zu machen.“

„Verzeihen Sie. Also Sie lieben diesen Mann?“

„Meine Liebe ist meine einzige Entschuldigung.“

„Warum hat er Sie nicht sogleich zum Altar geführt, wenn er Sie liebt?“

„Es ist ein edler Grund, der ihn bewogen hat, unsere Verbindung noch aufzuschieben. Es ist sein Wunsch, daß mein Bruder uns traut, und er will Felician jetzt nicht in seiner heiligen und wichtigen Beschäftigung stören. Aber er hat mir erlaubt, meinem Bruder an dem nämlichen Tage, an welchem er zum Priester ordinirt worden ist, Alles zu gestehen, damit er als Christ gezwun-

gen sei, einen Fehler zu verzeihen, den er als Bruder vielleicht nicht verzeihen würde.“

„Es ist gut, Blanka,“ erwiderte Robert, dem das Blut in den Adern stockte; „Ihr Verlobter kann im Grunde wohl ein rechtlicher Mann sein, aber Sie müssen mir etwas schwören.“

„Was ist's?“

„Schwören Sie mir, daß, wenn dieser Mann sein Wort zurücknehmen sollte, ehe Felician die Priesterweihe erhalten hat, Sie mir seinen Namen sagen und weder Ihrem Bruder, noch Ihrer Mutter etwas von Ihrem Verhältnisse mit ihm mittheilen.“

„Wozu diesen Eid? und was wollen Sie thun, wenn Sie seinen Namen wissen?“

„Glauben Sie an meine Freundschaft und an meine Ehrenhaftigkeit?“

„Mit voller Ueberzeugung.“

„Kann es Ihnen dann nicht gleichgiltig sein, was ich thun will?“

„Nun wohl, ich verspreche Ihnen, daß ich Ihnen seinen Namen sagen werde, wenn das, was Sie befürchten, geschehen sollte.“

Der junge Mann reichte Blanka seine Hand und sagte zu ihr:

„Trocknen Sie Ihre Augen, mein Fräulein, denn Ihre Mutter kann jeden Augenblick kommen und sie darf die Ursache Ihrer Thränen nicht erfahren.“

Robert schickte sich an, das Zimmer zu verlassen, aber Blanka hielt ihn mit der Frage zurück:

„Habe ich Ihre Achtung verloren, Robert?“

„O nein, Blanka,“ rief der junge Mann; „wie können Sie dies glauben?“

Dann nahm er den Kopf des schönen Mädchens zwischen beide Hände, drückte einen feurigen Kuß auf ihre Stirn und eilte aus dem Zimmer, um sie seine heftige Aufregung nicht bemerken zu lassen.

Er suchte Susannen im Garten auf und verließ halb wahnsinnig das Haus der Madame Pascal.

Als er in seiner Wohnung angekommen war, warf er sich auf sein Bett und rief aus, indem er seinen Thränen freien Lauf ließ:

„Ach, meine gute, kleine Susanne, ich bin sehr unglücklich!“

Das Kind fiel ihrem Bruder um den Hals und da sie große Thränen über seine Wangen rollen sah, konnte sie auch die ihrigen nicht zurückhalten.

Zweites Kapitel.

Kindische Plauderhaftigkeit.

Als Blanka allein war und darüber nachdachte, was sie Robert anvertraut hatte, erschrak sie fast und fragte sich, wie dies geschehen war. Nach dem Eindrucke, den ihre Mittheilung auf Robert gemacht hatte, das heißt, auf einen fremden Menschen — denn von den wahren Gefühlen des jungen Mannes gegen sie hatte sie keine Ahnung, — konnte sie schließen, was das Herz ihres Bruders oder ihrer Mutter empfunden haben würde, wenn diese oder jener ihr Verhältniß mit dem Grafen entdeckt hätte.

Ein andrer Gedanke trug noch mehr zu Blanka's Beruhigung bei und überzeugte sie, daß es ein Glück für sie war, ihr Geheimniß einem Ehrenmanne anvertraut zu haben. Sie erblickte in Robert nicht nur einen Freund, sondern eine Stütze, und wenn ihr ein Unglück begegnen sollte, glaubte sie sich berechtigt, zu ihm zu sagen: „Ret-

ten Sie mich!“ und eine innere Stimme sagte ihr, daß er sie retten würde.

Die Befürchtungen, welche Robert für die Zukunft geäußert und über die er einen Eid von Blanka gefordert hatte, erschütterten ihr Vertrauen auf Friedrich ein wenig und ließen sie erkennen, an wie schwachen Fäden ihre Ehre hing.

Als Madame Pascal zu ihrer Tochter herunter kam, hatte diese hinlänglich Zeit gehabt, sich zu fassen und ihre Mutter konnte daher nichts von dem Vorgefallenen ahnen. Sie äußerte indessen ihre Verwunderung, daß Robert sie vor ihrer Abreise nach Niort nicht noch einmal besucht habe, und da Blanka durchaus keinen Grund hatte, ihr den Besuch des jungen Mannes zu verschweigen, so theilte sie ihr mit, daß er bei ihr gewesen sei und ihr aufgetragen habe, sie freundlich von ihm zu grüßen.

Gegen drei Uhr reis'te sie mit ihrer Mutter nach Niort ab.

Robert hatte dem Verlangen nicht widerstehen können, sie noch einmal zu sehen und als sie daher in den Wagen stieg, kam er herbeigeeilt, um ihr den letzten Abschiedsgruß darzubringen, indem er Madame Pascal sagte, er habe sie am Morgen nicht stören wollen und sei deshalb an den Wagen gekommen, um sie nochmals zu bitten, Felician auf's Neue seiner aufrichtigen Achtung und Freundschaft zu versichern.

Dann wechselte er noch einen Wink mit Blanka,

welchen diese allein verstand und der die wiederholte Versicherung seiner Ergebenheit und Verschwiegenheit ausdrückte.

Hierauf fuhr der Wagen fort.

Die beiden Damen erreichten Niort an dem nämlichen Abende und fanden Felician ihrer harrend.

„Ich bin glücklich," war das erste Wort des jungen Mannes, als Madame Pascal und Blanka in das Sprechzimmer traten, wo er ihren Besuch empfing.

Das junge Mädchen blickte um sich. Das ernste Schweigen der langen Gänge, das nur hin und wieder durch die Schritte eines Zöglings gestört wurde, die hallenden Räume, in denen nur das Gebet ein Echo fand, die hohen weißen Wände, an denen in gewissen Entfernungen ein großes Cruzifix von Ebenholz oder Elfenbein angebracht war, die in regelmäßiger Ordnung aufgestellten Stühle, die von den Spitzbögen herabhängenden eisernen Lampen, kurz, das ganze Klosterleben zeigte sich ihr in seiner feierlichen Strenge und erweckte allerhand Gedanken in ihrem Innern.

„Ja," sagte sie unter Andrem zu sich selbst, „das Kloster muß ein herrliches Asyl für das Herz sein, das es aus wirklichem Berufe wählt; für Den aber, den die Reue dahin führt, muß es im Anfang ein peinlicher Aufenthalt sein. Ja, wen nur das reine Streben nach religiösen Studien und die stillen Wünsche eines gottergebenen Herzens dazu veranlassen, wie dies bei meinem Bruder

der Fall ist, der muß sich hier glücklich fühlen; aber wer einen Augenblick an die anderen Freuden dieser Welt geglaubt, wer sie in sein Herz hat einziehen lassen und sie dann hat entfliehen sehen, alle seine Illusionen mit sich nehmend, und ihn in der Wüste seiner Erinnerungen und seines Wahnes zurücklassend, wenn das Gebet nur noch eine Sühne, das Kloster nur der Zufluchtsort für einen Fehltritt ist, ja, dann muß Der, welcher sich darin verbirgt, manche schmerzliche Stunde hier erleben! Der Kampf zwischen der anspruchsvollen Vergangenheit und einer stillen Zukunft ist gewiß lang und hart. Aber Gott trägt zuletzt den Sieg davon und gewährt in seiner unerschöpflichen Gnade dem Reuigen Trost oder wenigstens Gleichgiltigkeit gegen die Vergangenheit."

„An was denkst Du, Blanka?" fragte Felician, denn ihr Nachsinnen war für Jedermann sichtbar.

„An Alles, was sich dem Geiste darbietet, wenn man einen solchen Ort betritt, lieber Bruder."

Madame Pascal blieb mit ihrer Tochter bis zur Stunde des Abendessens bei Felician, dann verließ sie ihn mit dem Versprechen, ihn am folgenden Tage wieder zu besuchen.

Beide kehrten in ihren Gasthof zurück, die Mutter in der heitersten Stimmung, da sie ihren Sohn glücklich sah, die Tochter mit ganz neuen und selbst traurigen Gedanken beschäftigt, denn wenn man von einem geliebten Wesen kommt, so giebt es nichts Anderes und Trauri-

geres, als die ungewohnten, kalten Wände eines Gasthauszimmers, zwischen denen man sich unbehaglich fühlt und wo man sich nur von Leuten umgeben sieht, die gleichgiltig gegen unsre Freude wie gegen unsren Schmerz sind.

Man wird mir dagegen einwenden, daß Blanka sich nicht ganz in dieser Lage befand, da sie ihre Mutter bei sich hatte. Allerdings, Blanka liebte ihre Mutter, aber dennoch wäre sie lieber allein in diesem Zimmer gewesen, denn sie hätte sich dann ganz ihren Gedanken hingeben und ihre überströmenden Gefühle, die sie in die Tiefe ihres Herzens zurückdrängen mußte, einem Briefe anvertrauen können, während sie jetzt gezwungen war anzuhören, was ihre Mutter zu ihr sagte, Alles Dinge, denen sie unter anderen Umständen wenigstens das ehrerbietige Interesse geschenkt haben würde, welches liebende Kinder den Worten ihrer Eltern schuldig sind, auf die sie aber in ihrer gegenwärtigen Lage lieber nicht geantwortet hätte.

Madame Pascal sprach bis nach zehn Uhr von ihrem Sohne, und Blanka hörte ihr zu, wenn sie auch oft nicht wußte, was ihre Mutter sagte.

Während der Nacht sann sie auf ein Mittel, wie sie am folgenden Tage eine Stunde würde allein sein können, um an Friedrich zu schreiben und den Brief zur Post zu geben; aber der Morgen kam, ohne daß sie es gefunden hatte. Nichts ist in der That schwerer zu finden, als diese kleinen Mittel, deren die großen Lebensfra-

gen oft bedürfen, jene kleinen Federn der großen geistigen Maschine.

Hätte sie eine Unpäßlichkeit vorgeschützt, so würde sie ihren Bruder des Vergnügens beraubt haben, seine Mutter zu sehen, denn Madame Pascal würde ihre kranke Tochter keinen Augenblick verlassen haben, selbst nicht um ihren Sohn zu besuchen. Da nun dies der einzige mögliche Vorwand war, mit dem sie aber ihren Zweck nicht erreicht haben würde, so strengte sie sich vergebens an, einen anderen zu finden.

Um elf Uhr, als Madame Pascal und Blanka ihr Frühstück einnahmen, wurde plötzlich an die Thür geklopft.

Madame Pascal stand auf und öffnete.

„Wie?“ rief sie aus, „Sie sind es, Herr Robert?“

Blanka erschrak heftig. Seitdem Robert ihr Vertrauter war, hatte sie Grund zu der Befürchtung, daß er eine unglückliche Nachricht bringen konnte.

Aber der junge Mann war so heiter, daß ihre Besorgniß sogleich wieder verschwand, denn aus ihrer Blässe hatte er ihren Gedanken errathen; demohngeachtet aber glaubte sie fast mit Gewißheit, daß er nur wegen ihr nach Niort kam.

Susanna begleitete natürlich ihren Bruder, und ließ seine Hand los, um sich in Blanka's Arme zu werfen.

„Was veranlaßt Sie denn nach Niort zu kommen?“

fragte ihn Madame Pascal, indem sie ihn einlud, neben ihr Platz zu nehmen.

„Ich habe etwas hier zu thun, Madame," antwortete Robert, „und ich wollte dazu die Zeit Ihres Aufenthalts benutzen, da ich wußte, daß Sie hier allein sind. Zwei allein stehende Damen sind stets mancherlei Verlegenheiten und selbst Gefahren ausgesetzt, besonders in einer Stadt, wo sie Niemanden kennen. Es drängte mich daher, Ihnen meine Dienste anzubieten, wenn ich Ihnen vielleicht in irgend einer Hinsicht nützlich sein könnte. Auch wünschte ich, Ihren Herrn Sohn zu besuchen, den ich von Herzen liebe und dessen Rückkehr nach Moncontour wir Alle mit Ungeduld erwarten."

Während der junge Mann so sprach, sah er Blanka an und seine Augen sagten deutlich, daß er den wichtigsten und ernstesten Grund, der ihn nach Niort führte, nicht aussprach.

„Sind Sie in unserm Gasthofe abgestiegen?" fragte ihn Blanka.

„Ja, mein Fräulein."

„Haben Sie ein Zimmer genommen?"

„Noch nicht. Uebrigens bedarf ich nur einer Kammer."

„Allerdings, denn wir behalten Susannen bei uns, so lange Sie in Niort bleiben. Liebe Mutter, sei doch so gut, und suche Herrn Robert ein passendes Stübchen."

„Bemühen Sie sich nicht, Madame," sagte Robert

indem er aufstand; aber Blanka winkte ihm, sich nieder zu setzen, während sie ihm zugleich anzudeuten suchte, daß sie ihre Mutter absichtlich entfernte.

Robert nahm wieder Platz.

„Sie werden ermüdet sein," bemerkte Madame Pascal; „also ruhen Sie ein wenig aus, ich will Ihnen inzwischen ein Zimmer in Bereitschaft bringen lassen. Sind Sie nicht so gut wie mein eigenes Kind, da ich Ihnen das Leben meines Sohnes und meiner Tochter verdanke?"

„Nun, mein Fräulein," fragte Robert, nachdem die Mutter sich entfernt hatte; „haben Sie noch keine schlimme Nachricht erhalten?"

„Nein, lieber Freund."

„Ich hatte böse Ahnungen und deshalb bin ich nach Niort gekommen, wie Sie gewiß errathen haben. Vergessen Sie nicht, daß Sie mir versprochen haben, mir den Namen jenes Herrn zu nennen, wenn er sein Wort brechen sollte."

„Nein, Robert, ich vergesse es gewiß nicht," sagte Blanka, indem sie ihm die Hand reichte. „Aber ich hoffe zu Gott, daß ich nicht nöthig haben werde, Ihre Freundschaft zu erproben und daß Sie diesen Namen erfahren werden, wenn alle Welt ihn erfährt."

„Welchen Namen denn?" fragte Susanna mit kindlicher Neugierde.

„Den Namen einer Dame, bei der Du nächstens spielen sollst," antwortete ihr Robert.

„Du sagtest ja, es wäre ein Herr?“ versetzte Susanne.

„Ich habe mich geirrt, mein Kind,“ erwiderte Robert, indem er sein Schwesterchen küßte.

„Sprechen Sie nicht in Gegenwart der Kleinen,“ sagte Blanka leise zu ihm, „und erzeigen Sie mir eine Gefälligkeit.“

„Welche?“

„Meine Mutter nach dem Seminar zu begleiten, damit ich allein bleiben kann.“

„Erwarten Sie vielleicht einen Besuch?“ fragte Robert mit bebender Stimme.

„Nein, lieber Freund, ich will nur einen Brief schreiben.“

„Verzeihen Sie es mir, Blanka, daß ich nach Niort gekommen bin?“

„Ich verzeihe es Ihnen nicht nur, sondern ich bin Ihnen sogar dankbar dafür. Muß ich es nicht als ein Glück betrachten, Jemanden in meiner Nähe zu haben, der mich liebt und der mich nöthigenfalls wie seine Schwester beschützen würde? denn auch Sie werden sich erinnern, daß Sie mir Ihren Schutz versprochen haben.“

„Und ich wiederhole mein Versprechen nochmals. Was auch geschehen möge, Sie können fest auf mich zählen.“

„Still, die Mutter kommt!“

„Ich habe ein ganz nettes Zimmer für Sie ausge-

sucht," sagte Madame Pascal eintretend zu Robert; „es ist Nr. 11, und ich habe Ihren Mantelsack hinauf schaffen lassen."

„Ich danke Ihnen tausendmal, Madame."

„Jetzt ist es Zeit, daß ich Felician besuche," fuhr Madame Pascal fort, der jeder Augenblick, den sie nicht bei ihrem Sohne zubrachte, ein Zeitverlust war.

„Und ich will Sie nach dem Seminar begleiten," versetzte Robert.

„Mit Blanka?"

„Nein, Fräulein Blanka will mir heut ein Opfer bringen und bei Susannen bleiben, die wir nicht mitnehmen können, da sie zu ermüdet ist, und die ich nicht gern allein lassen möchte."

„Vortrefflich!" sagte Madame Pascal. „Kommen Sie, wir wollen sogleich gehen. Auf Wiedersehen, liebe Blanka."

Mutter und Tochter umarmten sich.

Blanka dankte Robert mit einem Blicke und blieb mit Susannen allein.

Sie ging hierauf an's Fenster und blickte ihrer Mutter und Robert nach, und als sie Beide nicht mehr sehen konnte, verließ sie es, verschloß die Thür sorgfältig, um nicht überrascht zu werden, nahm Schreibzeug zur Hand und begann einen langen Brief an den Grafen.

Susanne war am Fenster stehen geblieben und betrachtete die wenigen auf der Straße vorübergehenden Leute.

Blanka's Feder flog rasch über das Papier hin und alle ihre Zweifel, alle ihre Befürchtungen und alle ihre Hoffnungen sprach sie in ihrem Briefe aus. Sie war so mit den auf sie einstürmenden Gedanken beschäftigt, daß sie zuweilen vergaß, daß sie allein war, und die niedergeschriebenen Worte laut wiederholte, so daß sich Susanne einige Mal nach ihr umsah, weil sie glaubte, Blanka spreche mit ihr.

Endlich wurde die Kleine, wie alle Kinder, der einförmigen Unterhaltung überdrüssig, und verließ das Fenster, um ihr blondes Köpfchen auf Blanka's Schulter zu legen.

„Ei, wie schnell Du schreibst!“ sagte sie zu dieser.

„Laß mich jetzt schreiben, mein Kind,“ erwiderte Blanka, indem sie ihr einen Kuß gab, „dann wollen wir zusammen spielen.“

„Hast Du noch viel zu schreiben?“

„Nein, in einer Viertelstunde bin ich fertig.“

Blanka fuhr in ihrem Briefe fort.

„An wen schreibst Du denn eigentlich? an Deinen Bruder?“ fragte Susanne nach einer Minute.

„Ja.“

„Warum hast Du nicht geschrieben, ehe Deine Mutter fortging? sie hätte den Brief mitnehmen können, da sie ihn eben besuchte.“

„Sie wird ihn morgen mitnehmen.“

„Es ist also nicht eilig?“

„Nein.“

Niemand hat einen logischeren Verstand als die Kinder. Jedermann wird dies schon beobachtet haben.

„Warum schreibst Du denn so schnell, wenn es nicht eilig ist?“ fragte Susanne weiter.

Darauf wußte Blanka nicht zu antworten. Wir wissen in der That eben so wenig, was sie hätte sagen sollen.

„Ich kann auch schreiben,“ begann die Kleine wieder, indem sie einen Bogen Papier und eine Feder nahm, und die Augen auf Blanka's Brief warf, um ein Wort zu lesen, das sie nachschreiben konnte.

Ihr Blick fiel auf das Wort Verzweiflung.

„Verzweiflung!“ rief Susanne, indem sie jede Silbe betonte, als wollte sie die Bedeutung ergründen; „was heißt das?“

„Es heißt etwas, was Du glücklicherweise noch nicht kennst, mein liebes Kind,“ antworte Blanka mit ihrer geduldigen Sanftmuth; „man versteht darunter einen hoffnungslosen Kummer.“

„Also wie Robert?“

„Was sagst Du? wie Robert?“

„Ja.“

„Hat denn Robert einen Kummer?“

„Einen großen Kummer,“ erwiderte Susanne ganz leise, wie im Vertrauen.

„Wer hat Dir das gesagt?“

„Ich habe es gesehen."

„Wann?"

„Gestern."

„Gestern?"

„Ja, als er von Dir nach Hause kam."

„Was hat er denn gethan?"

„Er hat mich auf den Arm genommen und hat lange geweint, indem er zu mir sagte: Ach, meine gute kleine Susanne, ich bin sehr unglücklich! Ich konnte dann auch die Thränen nicht zurückhalten, aber warum er weinte, das weiß ich nicht."

„Was mag dies bedeuten?" seufzte Blanka, in der eine bange Ahnung der Wahrheit aufstieg.

„Was hat er ferner gethan?" fragte sie Susannen.

„Dann ging er an den Kleiderschrank und nahm seinen neuen Anzug heraus, den Du noch gar nicht gesehen hast. O, er ist sehr schön, aber er warf ihn in einen Winkel und sagte: Jetzt brauche ich ihn nicht mehr. Dann fing er wieder an zu weinen; weißt Du es nicht warum? bitte, sage es mir, wenn Du es weißt."

„Komm, Susanne," sagte Blanka, indem sie die Kleine auf den Schooß nahm und die Feder bei Seite legte; „antworte mir auf das, was ich Dich fragen werde. Wann hat sich Dein Brudee den neuen Anzug machen lassen?"

„Vor drei Tagen, und ich glaube, er hat ihn nur deshalb bestellt, um ihn anzulegen, wenn er Dich besucht.

Er sagte zu dem Schneider: Ich muß die Sachen bald haben, so schnell als nur möglich."

„Der arme Robert!" rief Blanka, der jetzt Alles klar wurde.

„Du bedauerst ihn? .... O, Du bist gut!" erwiderte Susanne, indem sie Blanka küßte.

„Erzähle weiter."

„Was soll ich Dir noch erzählen?"

„Was Du sonst Deinen Bruder hast thun sehen."

„Er las sehr fleißig."

„Was denn?"

„Geographie- und Geschichtsbücher, die er für mich gekauft hatte."

„Warum las er diese Bücher?"

„Um etwas aus ihnen zu lernen."

„Und wozu wollte er etwas lernen?"

„Ich weiß es."

„Nun, so sage es mir."

„Weil er eben so gelehrt werden wollte als Du; auch ist er recht eitel geworden, denn er steht jeden Morgen wohl eine Stunde vor dem Spiegel, um sein Halstuch und seine Haare zu ordnen, besonders wenn wir Dich besuchen wollen. Und dann ..."

„Nun, was noch?"

„Was ich Dir jetzt sagen will, darfst Du ihm aber nicht wieder sagen, denn er würde mich schelten."

„Sei unbesorgt, ich spreche nicht mit ihm davon."

„Gewiß nicht?“

„Ich verspreche es Dir.“

„Nun, zuweilen nahm er mich auf den Schooß und fragte mich: Würdest Du Dich wohl freuen, Susanne, wenn Du ein Mütterchen hättest wie Fräulein Blanka? — Und ich antwortete ihm, daß ich mich sehr darüber freuen würde, und das ist wahr, denn ich habe Dich sehr lieb.“

Zugleich nahm die Kleine Blanka's Kopf zwischen ihr Händchen und küßte sie auf die Wange.

„Hat er Dir gestern von dem Allen nichts wieder gesagt?“

„Nein. Er hat geweint, seine Bücher und seine guten Kleider auf die Seite geworfen und den ganzen Tag sein Haar nicht geordnet. Auch hat er fast gar nichts gegessen. Am Abend brachte er mich zu Bett und legte sich ebenfalls nieder. Aber während ich noch ganz fest schlief, weckte er mich und sagte zu mir: Steh auf, wir müssen eine kleine Reise machen. — Er packte nun seinen Koffer, bestellte einen Wagen und wir fuhren fort. Macht es denn Dir Vergnügen, daß ich Dir dies Alles erzähle?“

„Ja, mein Kind, es macht mir Vergnügen,“ erwiderte Blanka tief bewegt; „aber Robert darf nicht erfahren, daß Du es mir erzählt hast, er würde ungehalten sein. Der arme Robert!“ setzte sie leise hinzu, „wie mag ich ihn gestern betrübt haben!“

„Was sagtest Du, Blanka?“

„Nichts, liebes Kind. Geh und spiele.“

„Willst Du wieder schreiben?“

„Ja.“

„Darf ich das Wort Verzweiflung abschreiben, da ich jetzt weiß, was es bedeutet?“ fragte Susanne, indem sie freundlich bittend ihre Händchen faltete.

Blanka sah sie an und die rührende Naivetät des Kindes lockte einige Thränen in ihre Augen.

„Nein, ich will diesen Brief zerreißen,“ sagte sie.

„O, das ist Schade!“ rief Susanne.

Blanka zerriß den Brief wirklich, warf die Stücke aus dem Fenster und kehrte mit Susannen an der Hand auf ihren Stuhl zurück, wo sie in so tiefes Nachdenken versank, daß sie nach einer Stunde noch in der nämlichen Stellung saß und daß Robert und Madame Pascal bei ihrer Zurückkunft zweimal anklopfen mußten, ehe Blanka öffnete.

Tausend verschiedene Gedanken hatten während dieser Stunde den Geist des jungen Mädchens beschäftigt, und sie blickte Robert, dessen Liebe zu ihr sie jetzt kannte, fast mit ängstlicher Verlegenheit an.

Es gibt nichts Interessanteres für das Herz eines Mädchens, als die Entdeckung eines solchen Geheimnisses, selbst wenn sie Den nicht liebt, der dieses Geheimniß vor Aller Augen verbirgt, selbst wenn sie, wie Blanka, einen Andern liebt.

Wenn sie einen edlen Character besitzt, fühlt sie in

einem solchen Falle unwillkürlich eine plötzliche Zuneigung oder wenigstens eine innige Theilnahme für das Herz, das sie verwundet und dem sie Schmerz bereitet hat, ohne es zu wissen. Wenn ein Mädchen von einem Manne, der noch nie ein Wort von Liebe mit ihr gesprochen und der sein Geheimniß vor Jedermann verborgen glaubt, mit Gewißheit sagen kann: „Dieser Mann liebt mich und ich bin ihm Alles," so darf man überzeugt sein, daß dieser Mann schon eine bedeutende Rolle in den Gedanken und in dem Stolze dieses Mädchens spielt und daß er früher oder später einen wichtigen Platz in ihrem Leben einnehmen wird.

Blanka war wie alle Mädchen, und wir haben gesehen, daß sie schon einem ehrenwerthen Aberglauben hinsichtlich Roberts in ihrem Herzen Raum gab; indem sie an dem Tage, an welchem sie die Liebe des jungen Mannes zu ihr erfuhr, nicht den Muth in sich fühlte, den begonnenen Brief an Friedrich zu vollenden.

Drittes Kapitel.

Roberts Liebe.

Je mehr Blanka nach Gründen zur Rechtfertigung der Handlungsweise Friedrichs suchte, desto mehr fand sie zum Lobe Roberts. Die ganze Nacht wich der Gedanke nicht von ihr, daß der Graf sie hinterging. Wenn sie für einige Minuten die Augen schloß, so erblickte sie ihn fliehend, und mit kaltem Schweiße bedeckt fuhr sie empor. Als der Morgen kam, griff sie wieder zur Feder, um einen andern Brief an Friedrich zu schreiben. Aber wie sollte sie ihm denselben zukommen lassen? Ihr Vertrauen zu Robert war so groß, daß sie keinen Anstand nahm, ihn um diese Gefälligkeit zu bitten, und ohne sich zu bedenken und ohne sie mit Fragen zu belästigen, versprach er ihr, den Brief an den Grafen Friedrich von La Marche zu besorgen und am folgenden Tage seine Antwort zurückzubringen.

Robert miethete sich ein Pferd und jagte im Galopp auf der Straße nach Moncontour dahin. Seine Gedan-

ken zu erklären und zu schildern würde ihm selbst unmöglich gewesen sein. Sie durchkreuzten sich ohne Ordnung und Zusammenhang in seinem Kopfe, gleich einer Menschenmenge, die am Meerufer von der steigenden Fluth überrascht wird und sich in wilder Flucht zu retten sucht. Die in ihm erwachte Liebe, das ihm anvertraute Geheimniß, diese von drohenden Gefahren umgebene und nichts ahnende Mutter, dieser fromme, dem Herrn ergebene Bruder, dieser Unbekannte, zu dem er sich begab und der das Geschick von vier Personen in seinen Händen hielt — denn auch Roberts Schicksal begann schon von dem Grafen abzuhängen; dies Alles zog wie eine Phantasmagorie vor den Augen des flüchtigen Reiters vorüber und hatte dabei so viel Unwahrscheinliches, daß es sich zuweilen Alles in seinem Kopfe verwirrte und er geträumt zu haben glaubte.

Dann trat seine Liebe zu Blanka, dieser eiserne Faden, der ihn durch das Labyrinth der Ereignisse und Gemüthsbewegungen führte, aus diesem geistigen Nebel hervor, und indem er demselben folgte, erkannte er endlich alle Dinge, wie sie waren und kehrte wieder in die Wirklichkeit zurück.

So sollte er, der Blanka mehr liebte als sein Leben, einen Brief von ihr dem Manne überbringen, den sie liebte, und darauf sollte sich der Ehrgeiz seiner Liebe beschränken!

Es war eine niederschlagende Gewißheit für den unglücklichen jungen Mann.

Und doch war er stolz darauf, Blanka ein solches Opfer bringen zu können, denn eine Liebe wie die seinige ist reich an Hingebung und Selbstverleugnung.

Wenn ein Mann im Stande ist, seine Eitelkeit und seinen Stolz so der Geliebten aufzuopfern, von dem kann man sagen, daß seine Liebe rein ist, wie das Gold, das dem Probirstein widersteht.

Es ist leichter, einem geliebten Weibe sein Leben als seinen Stolz zum Opfer zu bringen.

Robert fand zuletzt eine schmerzliche Wonne in dem was er that.

„Einst wird sie erfahren," sagte er zu sich selbst, „daß ich sie liebte und wie ich sie liebte. Dann wird sie erkennen, was ich heut gelitten haben muß, und sie wird mich wenigstens bemitleiden, wenn auch nicht lieben."

Ein Opfer ist nicht so schmerzlich, als man glauben sollte. Es trägt seinen Lohn in sich; man schöpft eine gewisse Bewunderung seiner selbst daraus, wie sie kein andres Verhältniß des Lebens zu gewähren vermag. Dieses Gefühl müssen wir achten, denn es ist das, welches die Apostel und Märtyrer des Glaubens hervorgerufen hat.

Als Robert in Moncontour ankam, ging er zuerst in seine Wohnung, um einen andern Rock anzuziehen, und begab sich hierauf zu dem Grafen. Man kann sich denken, daß das Herz des jungen Mannes immer hef-

tiger klopfte, je näher er dem Hause des Herrn von La Marche kam.

„Wenn ich die Antwort erhielte, daß er abgereis't ist und nicht zurückkehrt!“ dachte er bei sich.

Und ein verborgener Hoffnungsstrahl glänzte in Roberts Augen.

Er zog die Glocke an dem Gitterthore des Landhauses.

„Was wollen Sie?“ fragte der erscheinende Bediente.

„Ich will mit dem Herrn Grafen von La Marche sprechen,“ antwortete Robert, indem er dem Bedienten durch einen Blick zu verstehen gab, daß er sich eines artigeren Tones bedienen solle.

„Sagen Sie mir Ihren Namen,“ versetzte der Bediente freundlicher. „Ich will Sie melden.“

„Der Herr Graf kennt meinen Namen nicht, und überdies komme ich im Auftrage einer andern Person.“

„Dann sagen Sie mir den Namen dieser Person.

„Nein, den werde ich Euch nicht sagen, denn die Person hat mich nicht an Euch abgeschickt. Meldet also Eurem Herrn, daß Jemand hier ist, der ihn in einer höchst wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünscht.“

Diese Worte und der Nachdruck, mit dem sie gesprochen wurden, bestimmten den Bedienten zu gehorchen. Robert blieb allein.

„Hier wird Blanka glücklich sein,“ sagte er zu sich selbst, indem er umherblickte und die langen Alleen und grünen Laubgänge des Parks sah. „Ich werde zuweilen

vor diesem Gitterthore vorübergehen und sie am Arme ihres Gatten lustwandeln sehen; dies wird mich für den ganzen Tag glücklich machen."

Der Bediente kam zurück und sagte mit triumphirender Miene:

„Der Herr Graf gestattet nur den Leuten Zutritt in seinem Hause, die sich nennen."

„Ich werde mich nicht nennen, aber er wird mir dennoch Zutritt gestatten," entgegnete Robert.

„Das wollen wir sehen," versetzte der Bediente, indem er ihm den Eingang vertrat.

„Ihr sollt es sogleich sehen," erwiderte Robert, und zugleich ergriff er den Bedienten am Arme und schleuderte ihn zehn Schritt weit von sich; dann ging er ruhig auf das Schloß zu und trat ein.

Er öffnete eine Thür im Erdgeschoß und befand sich im Zimmer des Grafen.

„Der Herr Graf von la Marche?" fragte Robert.

„Der bin ich, mein Herr."

Es würde uns schwer werden, den Blick zu beschreiben, den der junge Mann auf den Grafen warf; wir begnügen uns zu sagen, daß die ganze Neugierde seiner Liebe in diesem Blicke lag und daß er über die auffallende Blässe und über den unheimlichen Ausdruck seiner Augen erschrak.

Sein erster Gedanke war: „Dieser Mensch ist ein Schurke."

„Sind Sie es, der mich vor einem Augenblicke zu sprechen verlangt hat?“ fragte der Graf in einem etwas hochmüthigen Tone.

„Ja, Herr Graf,“ antwortete Robert.

„Und Sie haben Ihren Namen nicht nennen wollen?“

„Aus dem sehr einfachen Grunde, weil Ihnen mein Name unbekannt ist und weil ich es nicht für nöthig hielt, ihn einem Bedienten zu sagen, da ich nur mit Ihnen zu sprechen habe. Ich bringe Ihnen einen Brief, auf den ich mir Ihre Antwort erbitten soll.“

„Von wem ist dieser Brief?“

„Sind wir allein, Herr Graf?“

„Ja.“

„Der Brief ist von Fräulein Blanka Pascal,“ sagte Robert mit leiser Stimme.

„Von Blanka?“ rief der Graf, indem er den Ueberbringer forschend anblickte.

„Ja,“ antwortete Robert, der unwillkürlich erröthete, als Friedrich den Namen Blanka kurzweg aussprach.

„Geben Sie her, geben Sie her,“ rief der Graf hastig. „Es ist ihr doch nichts Unangenehmes begegnet?“

„Nein, Herr Graf, durchaus nicht.“

Friedrich erbrach den Brief und las ihn.

„Das arme Kind!“ sagte er vor sich hin, „sie ist immer ängstlich. Nehmen Sie Platz, ich will Ihnen die gewünschte Antwort geben.“

Robert blieb stehen.

„Er liebt sie," dachte er bei sich, und dieser Gedanke rief den herben Schmerz in ihm hervor, den der Mensch empfindet, wenn er seine letzte Hoffnung schwinden sieht. Einen Augenblick fühlte er ohngeachtet seiner guten Vorsätze Haß gegen diesen Mann, den er so glücklich sah. Währenddem schrieb der Graf:

„Beruhige Dich, meine heißgeliebte Blanka, ich liebe Dich. Dies ist das Wort, das Du von mir verlangst; zwanzig volle Seiten würden Dir nicht mehr sagen können."

Er faltete dieses Billet zusammen, versiegelte es und übergab es Robert.

„Ich danke Ihnen, Herr Graf," sagte der junge Mann, indem er auf die Thür zuging.

„Einen Augenblick, Freund," versetzte der Graf nach kurzer Ueberlegung, indem er ihn zurückrief; „Sie kommen von Niort?"

„Ja."

„Und Sie kehren dahin zurück?"

„Auf der Stelle."

Der Graf öffnete ein Schubfach seines Secretairs, nahm zehn Louisd'ors heraus und reichte sie mit einem forschenden Blicke dem Boten.

„Was soll ich damit?" fragte Robert.

„Nehmen Sie dies für Ihren Weg, lieber Freund."

„Er ist schon bezahlt, Herr Graf," versetzte Robert mit unwillkürlich zitternder Stimme.

„Das ist jener Robert,“ dachte Friedrich, dem die innere Bewegung des jungen Mannes nicht entging. — Dann sagte er laut:

„Sie kennen wahrscheinlich den Inhalt des Briefes, den Sie mir gebracht haben?“

„Ich kenne ihn eben so wenig, als den Ihrer Antwort, Herr Graf.“

„Woher wußten Sie denn, daß der Brief von Wichtigkeit war?“

„Ich habe dies nur errathen, weil Fräulein Pascal mich so dringend bat, ihn zu besorgen, was übrigens nicht zu verwundern ist, da sie weiß, daß ich ihr aufrichtig ergeben bin.“

„Dann geben Sie mir wenigstens Ihre Hand, Freund, da es mir nicht vergönnt ist, Ihnen auf andere Weise meine Erkenntlichkeit für die Freude, die Sie mir durch diesen Brief bereitet haben, an den Tag zu legen.“

„Ich danke Ihnen für diese Ehre, Herr Graf,“ erwiederte Robert in ernstem und würdigem Tone, indem er sich verbeugte; „aber abgesehen von dem Standesunterschiede liegt eine zu große Entfernung zwischen uns, als daß ich sie annehmen könnte.“

„Ich ahnete es,“ dachte Friedrich, „er liebt sie. — Wie es Ihnen gefällig ist, mein Herr,“ setzte er laut hinzu.

„Haben Sie mir nichts weiter zu sagen, Herr Graf?“

„Nein.“

Mit einer nochmaligen Verbeugung entfernte sich Robert.

„Wenn ich bedenke," sagte der Graf zu sich selbst, während er Robert mit einem sonderbaren Lächeln nachsah, „daß dies der Mann ist, der Blanka heirathen und mein Verbrechen wieder gut machen wird! Man hat wirklich Recht, wenn man sagt, daß es Leute giebt, die ausdrücklich dazu geschaffen worden sind. Der arme Mensch liebt sie mit Wahnsinn, denn er zitterte wie Espenlaub. Uebrigens," fuhr er fort, indem er sich niedersetzte und Blanka's Brief in ein Fach legte, „wird er sehr glücklich mit ihr und sie nicht unglücklich mit ihm sein. Sie ist ein liebenswürdiges Mädchen und er ist wirklich ein schöner junger Mann."

Friedrich schellte.

„Guillemin," sagte er zu dem eintretenden Bedienten, „Du hast den jungen Mann gesehen, der eben bei mir war?"

„Ja wohl, Herr Graf, ich habe ihn nur zu gut gesehen."

„Warum sagst Du dies?"

„Weil er mich, als ich ihm nach Ihrem Befehle den Eintritt verweigern wollte, am Kragen gefaßt und zehn Schritt weit von sich geschleudert hat, so daß ich zu Boden fiel."

„Dann wirst Du ihn um so besser wieder erkennen."

Guillemin verbeugte sich zum Beweis seiner Zustimmung.

„Wir dürfen ihn nie wieder einlassen," sagte er in dem Glauben, daß er damit den Wünschen seines Gebieters zuvorkam.

„Im Gegentheil, Ihr sollt ihm mit der größten Artigkeit begegnen und ihn auf der Stelle zu mir führen, wenn er wieder kommt."

Robert hatte sogleich seine Rückreise angetreten und kam am folgenden Morgen wieder in Niort an.

Blanka erwartete ihn mit unbeschreiblicher Ungeduld.

Sie war am Fenster, als er in die Straße einbog, wo ihr Hotel lag.

Sie bemerkte ihn sogleich und alles Blut strömte ihr nach dem Herzen.

„Bringt er mir das Leben oder den Tod?" fragte sie sich selbst.

Fünf Minuten später war Robert bei ihr.

Kaum war er eingetreten, so sagte Blanka zu ihrer Mutter:

„Sei so gut, liebe Mutter, und sorge selbst für Herrn Robert's Frühstück, damit es ihm an nichts fehlt."

Blanka schämte sich in ihrem Innern der Mittel, welche sie anwendete, um ihre Mutter zu hintergehen; aber sie war dazu gezwungen, um größerem Unglücke vorzubeugen.

Ohne ein Wort zu sagen, überreichte ihr Robert den

Brief des Grafen, nahm dann sein Schwesterchen auf den Arm und küßte sie mit inniger Zärtlichkeit.

Als Blanka den Brief gelesen hatte, sagte sie zu Robert:

„Wie werde ich Ihnen das Opfer, das Sie mir gebracht haben, je vergelten können?“

„Welches Opfer, mein Fräulein?“

„War die Ausführung meines Auftrags nicht ein schweres Opfer für Sie? Mußte es Ihnen nicht schmerzlich sein, dem Grafen gegenüber zu treten?“

„Woher wissen Sie dies, Blanka?“

„Ich weiß Alles, Robert, ich weiß, daß Sie mich lieben.“

„Mein Gott! wer hat es Ihnen gesagt?“

Blanka zeigte auf Susannen.

„Sie hat mir nicht gesagt, daß Sie mich lieben, aber ich habe es aus ihren Worten errathen. Daher erwartete ich Ihre Rückkehr mit noch größerer Ungeduld, um Sie wegen des Dienstes, den ich von Ihnen verlangt habe, um Verzeihung zu bitten.“

Während Blanka dies sagte, senkte sie die Augen zu Boden.

„Ja, ich liebe Sie!“ rief der junge Mann, indem er ihren Kopf zwischen seine Hände nahm und einen Kuß auf ihr Haar drückte; „aber ich will meine Liebe vergessen, denn nur dadurch kann ich sie Ihnen beweisen.“

Blanka fühlte zwei Thränen auf ihre Stirn fallen.

„Du böse Blanka!“ sagte Susanne, welche dieser Scene beiwohnte, ohne viel davon zu verstehen, als sie ihren Bruder weinen sah; „Robert weint schon wieder wegen Dir! Sage ihm doch, daß Du ihn lieb hast, damit er nicht mehr weint!“

Zugleich streckte die Kleine ihre Händchen empor und zog ihren Bruder zu sich herab, um ihn zu küssen.

„Genug davon, ich bin ein Thor,“ sagte der junge Mann, indem er seine Thränen trocknete und zu lächeln versuchte; „geben Sie mir Ihre Hand, mein Fräulein, wir wollen nicht mehr darüber sprechen. Und wenn Du, Susanne, noch einmal erzählst, daß Du mich hast weinen sehen, so habe ich Dich nicht mehr lieb.“

Wie kam es, daß Blanka jetzt plötzlich in Nachdenken versank? Wie kam es, daß sie, während sie noch vor einigen Minuten glaubte, ihr Leben hinge von Friedrich's Antwort ab, jetzt gar nicht mehr an das in ihren Händen befindliche Billet dachte? Warum erschienen ihr die lieblichen Bilder eines anderen Lebens als das, welches ihrer wartete, diese Bilder, welche eine ängstliche Bangigkeit plötzlich verscheucht hatte, jetzt heiterer als je zuvor? Warum dachte Blanka, anstatt sich ganz der Freude über die noch immer gleiche Liebe des Grafen hinzugeben, nur an den Schmerz, den sie Robert bereitet hatte, indem sie ihm einen so sonderbaren Auftrag ertheilte, und wie kam es, daß sie gern zehn Jahre ihres Lebens darum gegeben

hätte, wenn sie die ihm anvertraute Mittheilung hätte zurücknehmen können?

Dies sind Geheimnisse des weiblichen Herzens, die sich nicht erklären lassen. Es würde Blanka selbst unmöglich gewesen sein, sich über den Zustand ihres Innern genaue Rechenschaft zu geben.

Sie fühlte indessen, daß sie dem gekränkten Herzen des jungen Mannes ein freundliches Wort als heilenden Balsam für die ihm geschlagene Wunde sagen mußte.

Während sie daher nachzudenken schien, warf sie verstohlen die Augen auf Robert, noch unschlüssig, ob sie ihm sagen sollte, was ihr Herz sprach, da sie fürchtete, zu schnell einer ersten Regung zartfühlenden Mitleids zu folgen und nicht lange die nämlichen Gedanken zu hegen, wie in diesem Augenblicke. „Was kann es uns nützen? wozu kann es uns Beide führen?“ dachte sie bei sich.

„Robert,“ sagte sie endlich mit fester Stimme, „ich muß Ihnen etwas sagen, denn es ist mir unmöglich, Ihnen meine Gedanken zu verschweigen.“

„Sprechen Sie, Blanka, sprechen Sie,“ erwiderte Robert, welcher ahnete, daß er etwas Erfreuliches hören sollte.

„Ich schwöre Ihnen, daß ... wenn ...“

„Nun, wenn?“ fragte Robert, indem er ihre Hand ergriff.

„Nein, jetzt nicht,“ versetzte sie, ihre Hand zurückziehend; „da kommt die Mutter.“

„Was wollte sie mir sagen?“ fragte sich Robert.

„Es ist besser, er erfährt es nicht,“ dachte Blanka, „denn ich weiß in der That selbst nicht, ob ich wirklich diesen Gedanken hege.“

Ohngefähr eine halbe Stunde nach dieser Scene und als Robert sich entfernen wollte, um angeblich die Geschäfte zu besorgen, die ihn nach Niort geführt hatten, in Wahrheit aber, um seine Gedanken zu zerstreuen und in dem Geräusche der Außenwelt einige Ruhe zu finden, trat ein Bote ein, welcher einen Brief an Madame Pascal brachte.

Dieser Brief war von Felician.

„Meine gute Mutter,“ schrieb er ihr, „wenn Robert heute zurückgekehrt ist, wie Du hofftest, so bitte ihn, daß er mich besucht und komm mit Blanka erst eine Stunde später zu mir, da ich über unsere gestrige Unterredung mit ihm sprechen will.

„Ich grüße und küsse Dich.

„Felician.“

„Von wem ist dieser Brief?“ fragte Blanka.

„Von Felician. Er schreibt mir, daß er uns heute erwartet, aber eine Stunde später als gewöhnlich. Es ist auch ein Wort für Sie in dem Billet, Herr Robert.“

Während Madame Pascal dies sagte, reichte sie ihm den Brief ihres Sohnes.

„Was mag er von mir wollen?“ fragte sich Robert.

„Gehen Sie sogleich zu ihm,“ sagte Madame Pascal

leise; „ich weiß nicht warum, aber ich glaube, Sie haben etwas Angenehmes von diesem Besuche zu erwarten."

Robert begab sich sogleich nach dem Seminar.

Pascal kam ihm freundlich entgegen und reichte ihm die Hand, indem er sagte:

„Ich habe etwas Wichtiges mit Ihnen zu sprechen, mein Bruder. Nehmen Sie Platz. Sie lieben Blanka, nicht wahr?"

Robert zögerte.

„Gestehen Sie es mir aufrichtig, es ist keine Sünde!"

„Nun ja, es ist wahr, ich liebe Ihre Schwester. Aber woher wissen Sie es?"

„Ist Ihre Ankunft in Niort unter einem unwahren Vorwande nicht eine genügende Andeutung für ein Herz, wie das meinige, das auf Alles achtet, was meine Schwester betrifft? Kann ferner ein Mann wie Sie, der die nämlichen Tugenden besitzt als sie, ein Mädchen wie Blanka sehen, ohne sie zu lieben? Blanka liebt Sie ebenfalls."

Robert erschrak über die letzten Worte.

„Nein, lieber Freund, Sie irren sich" entgegnete er tief ergriffen, „Ihre Fräulein Schwester liebt mich nicht." —

„Woher wissen Sie dies? frage ich Sie jetzt. Haben Sie Blanka Ihre Liebe gestanden?"

„Nein; aber ich weiß, daß sie mich nicht liebt."

„Dies wollen wir bald erfahren."

„Auf welche Art?"

„In einer Stunde kommt Blanka mit meiner Mutter hierher, dann will ich sie fragen.“

„Welchen Zweck haben Sie dabei?“

„Mein Zweck ist und war stets, meine Schwester einem rechtschaffenen Manne zu geben, der sie aufrichtig liebt, den sie wieder liebt, und der sie glücklich machen wird. Alle diese Bedingungen glaube ich in Ihnen vereinigt zu finden. Sie werden einsehen, daß es in dem Augenblicke, wo ich der Welt entsage, eine süße Beruhigung für mich sein muß, meine Schwester an der Seite eines solchen Beschützers zu sehen, wie Sie. Ich habe daher mit Ihnen über die Sache sprechen wollen, ehe ich sie frage. Wenn Blanka Sie liebt, wie ich glaube, und wenn sie Ihnen ihre Hand geben will, sind Sie dann bereit, mein Bruder zu werden?“

„Ich gebe Ihnen mein Wort,“ erwiderte Robert in ernstem Tone, „daß ich zu jeder Zeit und unter allen Umständen bereit bin, der Gatte Ihrer Schwester zu werden; aber ich wiederhole Ihnen,“ setzte er betrübt hinzu, „sie wird meine Hand nicht annehmen.“

Am Abend, als Blanka sich einige Augenblicke mit Robert allein in ihrem Zimmer befand, sagte sie gerührt zu ihm:

„Ich danke Ihnen, lieber Robert, für das, was Sie heute gethan haben.“

„Was habe ich denn gethan, um Ihren Dank zu verdienen?“

„Ohngeachtet dessen, was Sie wissen, haben Sie sich bereit erklärt, mein Gatte zu werden; Sie lieben mich also sehr?"

„Ja, Blanka, ich liebe Sie."

„Mein Bruder hat mir die Sache vorgestellt, und ich habe gethan, was ich thun mußte, ich habe meine Einwilligung nicht gegeben."

„Ich konnte nichts Anderes erwarten, mein Fräulein, denn Sie lieben ja mich nicht!"

„Es ist wahr, Robert," erwiderte Blanka nach kurzem Zögern und indem sie sich rasch entfernte, „nein, ich liebe Sie nicht."

Sie eilte in's Nebenzimmer, verschloß die Thür und brach in Schluchzen aus.

„Wie thörigt war ich!" sagte Robert entmuthigt zu sich selbst; „wie konnte ich nur einen Augenblick hoffen! Noch vierzehn Tage der Prüfung und des Schmerzes, und wenn sie verheirathet und glücklich ist, übergebe ich Susannen den Händen der Madame Pascal und verlasse diese Gegend, um Soldat zu werden. Es wird sich gewiß irgendwo eine Kugel für mich finden."

Viertes Kapitel.

Ja und Nein.

Es verflossen einige Tage, während denen Blanka es vermied, sich mit Robert allein zu befinden. Was hätte sie ihm jetzt noch sagen können? Schon zwei- oder dreimal hatte sie sich eingeschlossen, als sie ihn kommen sah, und Briefe an Friedrich angefangen; als fühlte sie das Bedürfniß, ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben. Es war, als ob Blanka in der Gewißheit, daß sie einem Andern angehörte, Kraft gegen die Erinnerung an Robert und gegen ihre eigenen Gefühle zu schöpfen suchte. Sie schrieb daher und warf die ersten Zeilen auf das Papier; aber bald bewegte sich ihre Hand langsamer, es fehlte ihrem Geiste oder vielmehr ihrem Herzen an Ausdrücken, die Feder entfiel ihr, sie stützte den Kopf auf die Hand, und indem sie starr auf das zuletzt geschriebene Wort blickte, versank sie in tiefes Nachsinnen. Nach einer Stunde ergriff sie die Feder wieder, aber in dem Augen-

blicke, wo sie in ihrem Briefe fortfahren wollte, sprang sie auf und zerriß ihn, ohne ihn noch einmal gelesen zu haben.

Dann ging sie in ihrem Zimmer umher, wie ein Gefangener in seinem Kerker. Ihr Herz war in der That gefangen, denn es wußte nicht, wie es sich dem sonderbaren Zustande entwinden sollte, in den es gerathen war, den Blanka selbst sich nicht zu erklären vermochte und der ihr bei jedem Versuche, sich demselben zu entreißen, immer die nämliche Wirklichkeit vor Augen führte.

Wenn es ihr gelang, ihre Gedanken ein wenig zu ordnen, wenn ein schwacher Lichtstrahl in das tiefe Dunkel ihrer neuen Empfindungen fiel, dann war es noch weit schlimmer und sie erschrak fast über das, was sie darin entdeckte. Was sie sah, war so ganz das Gegentheil von Allem, woran sie bisher geglaubt hatte, es widersprach so entschieden ihren früheren Ueberzeugungen, kurz, die stattgefundene Veränderung war so bedenklich, daß Blanka lieber gar nicht darüber nachsann und sich gleichsam vor sich selbst zu retten suchte. Sie hatte Aehnlichkeit mit einem plötzlich zu Grunde gerichteten Manne, der sich lieber auf der Stelle das Leben nimmt, als zuvor darüber nachzudenken, wie er sich ruinirt hat. Es ist schmerzlich, an Anderen, noch viel schmerzlicher aber, an sich selbst zu zweifeln, und dahin war es mit Blanka gekommen. — Seitdem sie von Friedrich getrennt war, bemerkte sie mit Erstaunen, daß sie diese Trennung schon ganz leicht er-

trug, und es gab sogar Augenblicke, wo ihr der Gedanke an das Wiedersehen peinlich war. Wenn wir uns von geliebten Personen entfernen, so durchschreitet sonst nur der Körper den Raum, der uns von ihnen trennt, der Geist aber bleibt beständig an ihrer Seite. Bei Blanka war dem nicht so. Ihr Geist war noch viel weiter von Friedrich entfernt, als ihr Körper. Mit Einem Worte, sie begann sich von dem beherrschenden Einflusse und der magnetischen Gewalt loszureißen, die er bis jetzt auf ihr Herz und auf ihre Sinne ausgeübt hatte, und, was in ihrer gegenwärtigen Lage das Entsetzlichste war, sie fing an, das Gefühl zu analysiren, das sie der Herrschaft ihres Geliebten unterworfen hatte, wobei sie mit Schrecken erkannte, daß das Herz vielleicht nicht den mindesten Antheil daran hatte.

Wie gesagt, es war eine fürchterliche Entdeckung, denn sie zerstörte nicht nur die Illusionen der Vergangenheit, sondern auch die Hoffnungen für die Zukunft.

Die Sache kam Blanka so unerwartet und sie errieth so wohl die Folgen, welche daraus entspringen konnten, daß sie sich, wir wiederholen es, auf jede Weise bemühte, sich gewaltsam davon loszureißen.

„Ich bin thörigt!“ sagte sie zu sich selbst; „ich liebe Friedrich noch immer. Was für ein Mädchen wäre ich, wenn ich ihn nicht mehr liebte!“

Vielleicht würde es ihr so mit Hilfe ihrer Erinnerungen und der Selbstachtung, die sie sich erhalten wollte,

gelungen sein, ihr Herz, wenn auch nicht zu überzeugen, doch wenigstens zu beschwichtigen; aber diese Veränderung hatte eine Ursache, sie selbst war nicht allein dabei betheiligt und sie fand in ihrem Herzen ein ihr fremdes Hinderniß. Diese Ursache und dieses Hinderniß war das ganz neue Gefühl, welches das bloße Erscheinen, der bloße Name, die bloße Erinnerung Robert's in ihr weckte. — Wie ein schüchternes Kind, das sich an seinen Vater schmiegt, schlich sich dieser Name ganz unmerklich in Blanka's Herz, lächelte ihm freundlich zu und zog es an sich; wenn er dann sah, daß es über seine Gegenwart aufgebracht wurde, entfloh er, als wollte er nie zurückkehren, aber schon nach wenigen Augenblicken benutzte er eine Minute, wenn das junge Mädchen nicht an ihn dachte, um seinen Platz wieder einzunehmen, und dies mit einer solchen Beharrlichkeit, daß Blanka endlich des Verwunderns und Zürnens müde wurde und ganze Stunden, ja ganze Nächte lang die Versprechungen anhörte, die er ihr zuflüsterte. Und um eine freundliche Aufnahme zu erlangen, schlug er Mittel und Wege ein, die so verschieden waren von denen, welche Friedrich angewendet hatte und die so ganz mit Blanka's Character übereinstimmten; er war so bescheiden, so ergeben und so dankbar für die geringste Gunstbezeigung, daß er mit jedem Tage einen Schritt weiter vorrückte und sich an diese Atmosphäre von Jugend, Sittsamkeit und Aufrichtigkeit gewöhnte, die seine Lebensluft war, ohne die er nicht mehr existiren konnte.

Robert's Liebe trug ihren Beweis in sich selbst, in ihrer stillschweigenden, unwandelbaren Beständigkeit, und Blanka mußte sich gestehen, daß wahre Liebe sich nur auf diese Art äußerte; von da bis zum Zweifel an jener anderen Liebe, die ihr in so ganz entgegengesetzter Gestalt erschienen war, war aber nur ein kleiner Schritt. Zwischen dem unterwürfigen, ehrerbietigen Herzen, das noch nichts verlangt hatte, als das Recht zu verzeihen, und dem anspruchsvollen Herzen, das sogleich im Anfange den größten Beweis der Liebe gefordert, den ein Weib zu geben vermag, konnte sie nicht einen Augenblick in der Ueberzeugung schwanken, daß sie von dem ersten inniger und aufrichtiger geliebt wurde, als von dem zweiten.

Aber es wäre ein Unglück für sie gewesen, wenn sie Den mehr geliebt hätte, von dem sie am meisten geliebt wurde, und um sich die Achtung dieses Mannes zu erhalten, mußte sie, da sie selbst sich nicht davon überzeugen konnte, wenigstens ihn überzeugen, daß sie ihn nicht liebte und ihn nie lieben würde.

Wie hätte in der That ein Mädchen wie Blanka eine so plötzliche Sinnesänderung eingestehen können? — Einem Manne zu gestehen, daß man ihn liebt, nachdem man schon einem Andern angehört hat, dessen Gattin man werden will, dies war in Blanka's Augen eine Handlung der unerhörtesten Schamlosigkeit, und sie sah ein, daß man eher an dieser Liebe sterben müsse, als sie bekennen.

Dies war der Grund, weshalb sie Robert's Gegen=

wart mied. Wenn er bei ihr war und sie durch seine Fragen oder durch sein schmerzliches Stillschweigen drängte, hätte sie ihm vielleicht Alles gesagt, denn wie wir schon gesehen haben, konnte sich das gute Kind nicht verstellen; allein und fern von ihm dagegen konnte sie sich rückhaltlos dem Kummer über dieses unmögliche Glück hingeben.

Die Strafe folgte der Sünde auf dem Fuße, denn die arme Blanka litt entsetzlich, seitdem sie die Freiheit ihres Herzens verloren hatte. Aber je mehr sie darüber nachdachte und je sorgfältiger sie sich zurückzog, eine desto größere Gewalt erlangte die neue Liebe, da sie nicht einmal eine Erinnerung zu verdrängen hatte und sich einem Herzen darbot, das sich isolirte, um sie aufzunehmen. — Sie träufelte daher einen Balsam auf die Wunde ihres Herzens, der ihre Schmerzen momentan linderte, sie aber reizte und sie mit der Zeit nur noch verschlimmern mußte.

Was that Robert währenddem?

Er nahm sich jeden Tag vor, nicht mehr zu Blanka zu gehen, indem er zu sich selbst sagte: „Wozu soll ich sie noch besuchen, da ich sie fast nie mehr sehe?“ und doch kam er alle Tage wieder. Er sah sie in der That fast nie mehr, aber er sah die Thür, hinter der sie sich befand, und er brachte ganze Stunden damit zu, diese Thür verstohlen zu betrachten, während Madame Pascal neben ihm arbeitete. Wie viele dieser Blicke hielt Robert für verloren, während Blanka sie wohl gesehen hatte! denn so manchmal konnte sie dem Verlangen nicht widerstehen,

durch das Schlüsselloch zu blicken, um die Gedanken des jungen Mannes zu errathen, dessen Augen beständig auf die verschlossene Thür gerichtet waren.

Eine zu große Beharrlichkeit, seine Gegenwart zu meiden, würde jedoch ihrer Mutter aufgefallen und nach der zwischen Robert und Felician stattgefundenen Unterredung als eine affectirte Unhöflichkeit erschienen sein. Blanka hielt es daher für nöthig, dann und wann einen Vorwand zu suchen, um ihr Zimmer zu verlassen und einige Augenblicke mit Robert zu sprechen.

Da sie ihrer Mutter einen Grund angeben mußte, um ihr fast beständiges Alleinsein zu erklären, so hatte sie zu ihr gesagt:

„Du wirst einsehen, liebe Mutter, daß es, nachdem ich es ausgeschlagen habe, Robert's Gattin zu werden, am besten ist, wenn ich seinen Umgang so viel als möglich vermeide.“

„Dies ist wahr, mein Kind,“ antwortete ihr Madame Pascal; „aber warum hast Du ihn ausgeschlagen?“

„Weil ich meine Mutter, die ich liebe, noch nicht verlassen will um eines Gatten willen, den ich nicht lieben kann.“

Und während Blanka dies sagte, bat sie den Himmel um Verzeihung für diese schmerzliche Lüge.

Die Väter und Mütter glauben stets eine Antwort, welche der Eitelkeit ihrer Liebe schmeichelt, und da Ma-

dame Pascal durchaus keinen Grund hatte, zu zweifeln, so glaubte sie, was Blanka ihr sagte.

Auf der andern Seite war sie indessen die Vertraute Robert's geworden, der ihr zwar nicht alle seine Gedanken und Empfindungen mittheilte, ihr aber doch zuweilen einige Worte sagte, welche den Zustand seines Herzens erkennen ließen und das Bedauern der braven Frau rege machten.

Eines Abends, als Blanka sich den ganzen Tag nicht vor Robert hatte blicken lassen, glaubte er in dieser Entfernung den Wunsch zu sehen, daß er seine Besuche einstellen möchte, und er sagte daher zu Madame Pascal:

„Ich muß Sie um eine Gefälligkeit bitten, Madame."

„Sprechen Sie, Herr Robert, es soll mich herzlich freuen, wenn ich Ihnen einmal mit etwas dienen könnte."

„Ich will diese Gegend verlassen."

„Wie? höre ich recht?"

„Ja, Madame."

„Aber warum denn?"

„Weil es sein muß, weil ich mich zu unglücklich fühle."

„Armer junger Mann! Es ist wahr, Sie thun vielleicht Recht daran, denn das Reisen wird Sie zerstreuen, und wer weiß, ob sich Blanka's Gesinnungen nicht mit der Zeit ändern? Die jungen Mädchen sind ja so launenhaft! Aber wohin wollen Sie? was wollen Sie beginnen?"

„Ich will zur Armee gehen.“

„Wie? Sie wollen Soldat werden?“

„Ja, es wäre mir unmöglich, ganz müssig zu gehen. Die Thätigkeit, die Disciplin, vielleicht ein Krieg werden mich zerstreuen und eine Schranke zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit errichten. So lange ich mein eigener Herr bin, kann ich nie dafür stehen, daß ich nicht Thorheiten begehe; wenn ich aber meinem Vaterlande angehöre, wenn ich Anderen als mir selbst gehorchen muß, wenn ich gezwungen bin, von Fräulein Blanka entfernt zu leben, kurz wenn ich kein Mensch mehr, sondern eine Maschine bin, so gelingt es mir vielleicht, Gefühllosigkeit, Vergessenheit und Ruhe zu finden. Dies ist besser als der Selbstmord, nicht wahr?“

„Der Selbstmord? Großer Gott! haben Sie denn einen solchen Gedanken gehegt?“

„Ich habe nun dabei auf Sie gerechnet, meine verehrte Madame Pascal, denn ich kann natürlich Susannen nicht mit mir zu meinem Regimente nehmen. Mein Entschluß würde ohnehin ein Glück für das Kind sein, da sie jetzt das Alter erreicht hat, wo sie der weiblichen Pflege und Aufsicht bedarf. Wollen Sie ihre Mutter sein, Madame? Fräulein Blanka wird sich mit der Zeit verheirathen, Ihr Herr Sohn wird Priester, und Sie werden also allein bleiben; dann wird Ihnen Susanne eine Zerstreuung sein und Ihnen Ihre Tochter ersetzen, indem sie eine Mutter in Ihnen findet. Sie sprechen

zuweilen mit ihr über mich, nicht wahr? und wenn es das Glück will, daß mich eine Kugel trifft, so werden Sie ihr sagen, daß ich sie herzlich lieb gehabt habe."

Mit diesen Worten stand er auf, als wollte er sich der ihn übermannenden Gemüthsbewegung entziehen; aber unwillkürlich quollen die Thränen aus seinen Augen und indem er sich auf den Kamin stützte, bedeckte er sein Gesicht mit beiden Händen und ließ seinen Thränen freien Lauf.

Madame Pascal stand ebenfalls auf und indem sie sichtbar ergriffen näher zu ihm trat, sagte sie in einem Tone, als wäre er ihr eigner Sohn gewesen:

„Ich bitte Sie, lieber Robert, weinen Sie nicht; es thut mir weh, denn es ist mir, als sähe ich Felician weinen."

„Verzeihen Sie mir, theure Madame Pascal, aber ich gestehe Ihnen, daß mich die fortwährende Abwesenheit Ihrer Fräulein Tochter heute zu schmerzlich berührt hat. Dies ist mehr als Gleichgiltigkeit, es ist Geringschätzung, und diese habe ich nicht verdient."

Madame Pascal wollte eben antworten, als eine Hand ihre Schulter sanft berührte.

Sie wendete sich um und Blanka stand hinter ihr, so bleich, als sie noch nie gewesen war.

„Laß mich einen Augenblick allein mit Herrn Robert," sagte sie leise zu ihrer Mutter, „ich muß mit ihm sprechen."

Madame Pascal ging in das Zimmer, aus dem Blanka eben gekommen war, und machte die Thür hinter sich zu.

Blanka ergriff nun eine Hand Robert's, der von dem Vorgegangenen nichts bemerkt hatte, da er zu sehr in seine schmerzlichen Gedanken vertieft war und überdies sein Gesicht noch immer mit der andern Hand bedeckte.

„Hören Sie mich an, Robert,“ sagte sie mit ihrer sanftesten Stimme, aber mit einer inneren Bewegung, die sie, wie man leicht denken kann, nicht zu unterdrücken vermochte.

Robert erschrak beim Tone dieser Stimme und erhob mit dem Ausrufe: „Blanka!“ den Kopf.

„Ja, ich bin es,“ antwortete sie, „ich habe Alles gehört, was Sie gesagt haben, und will mich offen gegen Sie aussprechen. Kommen Sie, setzen Sie sich neben mich, aber wir wollen leise sprechen, denn meine Mutter könnte uns hören, wie ich Sie gehört habe, und es giebt Dinge, welche sie nicht wissen darf, nicht wahr?“

Mit diesen Worten drückte sie Robert bedeutungsvoll die Hand, und als er neben ihr Platz genommen hatte, hob sie wieder an:

„Sie wollen unsere Gegend verlassen?“

„Ja, mein Fräulein.“

„Sie thun Recht daran.“

„Sie stimmen mir also bei?“ sagte Robert, der

einen Augenblick gehofft hatte, Blanka würde ihn auffordern zu bleiben.

„Wären Sie nicht selbst auf diesen Gedanken gekommen, so würde ich Sie darauf aufmerksam gemacht haben; ja, Sie müssen sich entfernen, zu Ihrem eigenen und zu meinem Wohle.“

„Wohlan, ich gehe. Wann soll ich abreisen?“

„Verzeihen Sie mir, Robert, wenn ich Ihnen sage: reisen Sie morgen ab.“

„Schon morgen?“

„Ja, ich bitte Sie darum.“

Robert neigte bejahend den Kopf. Er wäre nicht im Stande gewesen, noch ein Wort hervorzubringen, und auch Blanka bedurfte einer Seelenstärke, deren sie sich nie für fähig gehalten hätte, um äußerlich gefaßt zu scheinen.

Es entstand eine lange Pause, während der Blanka's Hand fortwährend in der des jungen Mannes ruhte.

„Es ist gut, Blanka,“ sagte dieser endlich, „Ihr Wunsch soll erfüllt werden, und zwar früher als Sie es erwartet haben. Ich reise noch diesen Abend ab.“

„Sie zürnen mir, lieber Freund; das ist nicht recht von Ihnen.“

„Ich, Ihnen zürnen? Gott behüte mich vor jedem Gedanken daran und lasse mich an dem Tage sterben, wo ein anderes Gefühl, als das, welches ich stets für Sie empfunden habe, in mein Herz einziehen sollte; aber Sie

werden mir gewiß erlauben, daß die Entfernung von Ihnen mich traurig stimmt, denn je mehr ich einsehe, daß Sie mich nicht lieben können, um so größer ist mein Schmerz, daß Sie mich nicht lieben. An mir ist es, Sie wegen der Kühnheit meines Herzens um Verzeihung zu bitten. Sie haben Recht, es ist besser, ich gehe. Leben Sie wohl, Blanka, leben Sie wohl!“

Er drückte seine Lippen auf Blanka's Stirn, küßte ihre Hände mit Innigkeit und ging mit gepreßtem Herzen und thränenfeuchten Augen auf die Thür zu.

Blanka stand auf ihrem Platze und sah ihn gehen. Aber in dem Augenblicke, als er die Thürklinke berührte, rief sie ihn zurück.

Robert blieb stehen und wendete sich um.

„Ich kann Sie nicht so fortgehen lassen,“ sagte sie zu ihm, „hören Sie mich an. Was wollen Sie thun?“

„Was ich schon Ihrer Frau Mutter gesagt habe: ich will Soldat werden. Was bliebe mir auch sonst übrig? So lange ich frei wäre, würde ich Ihnen überall hin folgen, und dies darf nicht sein, wie Sie selbst mir gesagt haben.“

„Sie wollen also Ihrer ganzen Lebensbahn eine andere Richtung geben, weil ich Sie nicht liebe?“

„Ja, mein Fräulein.“

„Sie irren sich vielleicht in dem Gefühle, das ich Ihnen einflöße. Wer weiß, ob eine andere Liebe Sie nicht über den Verlust dieser trösten wird?“

„Nie, das schwöre ich Ihnen bei dem Andenken meiner Mutter!“

„Ach, wie unglücklich bin ich!“ rief Blanka, die ihre Empfindungen nicht mehr zu beherrschen vermochte und in Thränen schwimmend auf ihren Stuhl zurücksank.

Robert blickte sie staunend an. Sein reines, unerfahrnes Herz hatte keine Ahnung von der wahren Ursache dieser Thränen.

„Blanka, weinen Sie nicht, ich bitte Sie darum!“ rief er aus, indem er vor ihr auf die Kniee fiel, wie ein Kind, das seine Mutter um Verzeihung bittet; „ich bin schon unglücklich genug, ohne daß ich Sie weinen sehe. Ihre Mutter kann Sie hören, weinen Sie nicht, Ihre Thränen thun mir zu weh, und haben Sie überhaupt den mindesten Grund dazu?“

Blanka trocknete ihre Augen und warf einen Blick des innigsten Dankes und Mitleids auf den jungen Mann.

„O, wie gut Sie sind!“ rief sie dann; „welch ein edles, vortreffliches Herz! Nicht wahr, Sie werden immer mein Freund bleiben? Wenn ich einst unglücklich werden sollte, so werden Sie mich trösten, nicht wahr? Und Sie lassen Ihr liebes Schwesterchen, die kleine Susanne, bei uns, ich will sie lieben, wie mein eignes Kind, ich will sie in der Achtung vor Ihrem Namen erziehen, und später werden Sie sie glücklich wiederfinden und ihr

Glück wird Sie für den Verlust des Ihrigen entschädigen. O, seien Sie versichert, ich will über sie wachen, damit sie nie eine Verirrung ihres Geistes für ein Bedürfniß ihres Herzens hält. Es ist zu schmerzlich, wenn man die Ueberzeugung gewinnt, daß man sich getäuscht hat."

„Was wollen Sie damit sagen, Blanka? ich verstehe Sie nicht."

„Nichts, lieber Freund, nichts. Sie werden mir schreiben und ich werde auch Ihnen recht oft schreiben. Eine herzliche und warme Freundschaft soll die unmögliche Liebe ersetzen, und wenn Sie wider Ihr Vermuthen ein Mädchen finden, die Sie liebt und die Sie wieder lieben, so werden Sie es mir nicht verschweigen, und der Tag, an welchem ich es erfahre, wird einer der schönsten meines Lebens sein. Das Leben hat schmerzliche Nothwendigkeiten: vor sechs Monaten würde ich Sie geliebt haben. Warum hat Gott es nicht gestattet, daß ich Sie früher kennen lernte? Wenn ich Sie jetzt liebte, so würde meine Liebe für Sie ein Unglück, gegen Den, dem ich angehöre, eine Schändlichkeit und gegen mich selbst eine Schmach sein. Zwei Männer hätten dann das Recht, mich zu verachten: der eine sogleich, der andere später, denn so edel und gut Sie auch sind, wer sagt Ihnen, daß das Gewicht meines Fehltrittes nicht einst auch Ihnen eine Last würde? Es giebt Erinnerungen, die sich nie verwischen, es giebt Thatsachen, die man nicht mit der

Kraft seines Willens aus dem Gedächtnisse zu bannen vermag. Wenn ich die Gattin des Mannes bin, dem ich mich hingegeben habe, so ist mein Fehler, wenigstens in den Augen der Welt, wieder gut gemacht. Womit könnte ich es entschuldigen, wenn ich mein Herz jetzt einem Andern schenkte? welche Bürgschaft würde mir diese neue Liebe bieten? was für ein Mädchen würde ich in meinen eigenen Augen sein? Nein, Robert, ich kann, ich will, ich darf Sie nicht lieben. Wenn Der, welcher mein Gatte werden muß, es nicht werden sollte, wenn der Tod, ein zufälliges Ereigniß oder sein Wille es verhinderte, dann könnte ich Niemandem als Gott angehören; nur seine unerschöpfliche Gnade könnte mir Vergebung für ein solches Unglück gewähren. Fassen Sie Muth, Robert, gehen Sie, blicken Sie nicht zurück und denken Sie nicht mehr an mich. Sie wollten so lange hier bleiben, bis Sie mich glücklich oder wenigstens verheirathet wüßten. Sie haben den Grafen gesehen, Sie wissen, daß er mich liebt und daß er als rechtschaffener Mann sein Wort halten wird. Warum noch länger warten? Was auch geschehen möge, es würde immer ein Schmerz für Sie sein, in meiner Nähe zu weilen. Reißen Sie Ihr Leben gewaltsam von dem meinigen los; ich will es, ich bitte Sie darum, und was eine Schwester nur für ihren Bruder vom Himmel erflehen kann, das will ich für Sie erbitten."

„Sie liebt ihn noch immer,“ dachte Robert, und blaß wie eine Leiche stand er auf.

Dieses Gespräch fand neben dem Bett statt, in welchem Susanne heiter und lächelnd schlummerte.

Ohne Blanka ein Wort zu erwidern, kniete Robert vor diesem Bett nieder, betrachtete seine Schwester einige Augenblicke und trocknete zwei große Thränen, welche langsam über seine Wangen rollten und von denen die eine auf seine todte Vergangenheit, die andere auf seine vernichtete Zukunft fiel; dann erhob er sich wieder, schloß Blanka in seine Arme, drückte sie stürmisch an seine Brust und eilte mit einem „Lebe wohl!“ aus dem Zimmer.

Blanka sah schweigend auf die Thür, die sich hinter Robert geschlossen hatte und mußte alle ihre moralische Kraft aufbieten, um ihn nicht abermals zurückzurufen.

„Er geht und mein Glück mit ihm!“ flüsterte sie vor sich hin. „Ich habe nichts mehr zu erwarten, als ein Leben der Reue und der Thränen; er wird sich gewiß trösten, ich allein werde leiden! Es ist die Buße für meinen Fehltritt!“

„Mutter!“ rief sie in das Nebenzimmer, um nicht länger allein zu sein, „Robert ist fort.“

Madame Pascal hörte ihren Ruf nicht, sie war auf ihrem Stuhle eingeschlummert.

So war eine der großen Lebensfragen Blanka's

zwischen einem schlafenden Kinde und einer schlafenden Mutter entschieden worden.

Blanka drückte einen Kuß auf die Stirn ihrer Mutter, und sie erwachte.

„Du bist allein?“ fragte Madame Pascal, als sie die Augen aufschlug und um sich blickte.

„Ja, liebe Mutter, Robert ist fort.“

„Der arme junge Mann! er liebt Dich aufrichtig, aber da Du ihn nicht liebst, so wollen wir nicht mehr davon sprechen, Dein Glück geht Allem vor. Die Mütter sind in Bezug auf ihre Kinder egoistisch und mir scheint dies ganz natürlich. Robert hat Dir das Leben gerettet: verlangte er dafür das meinige, so würde ich es ihm mit Freuden geben, aber das Deinige — dies ist etwas Anderes.“

Fünftes Kapitel.

Ein unerwarteter Besuch.

Am Tage nach Empfang von Blanka's Briefe war Friedrich von seinem Schlosse abgereis't. Acht Tage darauf kam er mit den zu seiner Verbindung nöthigen Papieren zurück und schrieb an Herrn von Thonnerins, um ihm seine bevorstehende Ankunft mitzutheilen, denn wir sprechen hier von seiner Vermählung mit Leonia. Er erwartete bei seinem Wiedereintreffen auf dem Schlosse wenigstens einen Brief von Blanka zu finden, aber wir wissen, daß ihm diese nicht ein einziges Mal geschrieben hatte.

Dieses Stillschweigen fiel dem Grafen auf und es schien ihm die ernsthafteste Beachtung zu verdienen. Er beurtheilte die Menschen ein wenig nach sich selbst und da er sich durchaus keine Illusionen über seinen persönlichen Werth machte, so kann man denken, daß er eine ziem-

lich schlechte Meinung von der gesammten Menschheit hatte.

Friedrich, welcher wußte, durch welche Mittel er Blanka in seine Gewalt bekommen hatte, wozu ihn ein hochwichtiges Interesse bewogen, das der Leser ohne Zweifel schon errathen hat, jedenfalls aber es sehr bald erfahren wird, Friedrich, sagen wir, las in Blanka's Herzen wie in einem offenen Buche und begann zu fürchten, daß das Erscheinen Roberts alle seine Berechnungen und Combinationen zerstören könnte.

„Man weiß niemals, wie man mit ehrlichen Leuten daran ist,“ sagte er zu sich selbst. „Wenn Blanka erkennen sollte, daß sie mich nicht liebt, sondern diesen Robert; wenn sie ihm Alles gestehen und er aus Liebe zu ihr den dichten Schleier, den die Verzeihung beständig in der Hand hält, über Blanka's Fehler werfen sollte, wie ich es aus Interesse bei Leonie gethan habe, dann wäre mein ganzes Gebäude von Glück und Ehrgeiz zerstört und Gott weiß, was dann geschähe. Dies aber darf nicht stattfinden und zu dem Ende muß ich Blanka sprechen.“

Blanka hatte indessen eingesehen, daß sie Roberts Muth ein wenig aufrichten müsse, und hatte daher einen langen Brief an ihn geschrieben, worin sie ihm, so gut als es ihr möglich war, alle Ursachen ihres Fehltritts auseinandersetzte, um ihn in den Augen des Mannes zu entschuldigen, auf dessen Achtung sie den höchsten Werth legte. Es wäre eine schöne und interessante Aufgabe,

den sonderbaren Kampf zu schildern, den Blanka gegen Friedrich bestanden und der mit ihrer Niederlage geendigt hatte, und wir hätten dieser Schilderung gern hier eine Stelle eingeräumt, würden wir nicht, wie Mazeppa von seinem Rosse, von unsrem Gegenstande fortgetragen, ohne daß es uns erlaubt ist, uns bei den Einzelheiten des Weges aufzuhalten.

Blanka weinte heiße Thränen, als sie diesen Brief schrieb, die nackte und entsetzliche Wirklichkeit zwischen ihren ehemaligen und ihren gegenwärtigen Träumen, die jetzt auf ewig geschieden waren, wie Zwillingsbrüder, die sich lieben und die eine unermeßliche Entfernung von einander trennt.

Für Robert war der Brief ein neuer Beweis, daß keine Stimme in Blanka's Herzen für ihn sprach und daß sie den Mann, dem sie sich hingegeben hatte, nicht allein lieben mußte, sondern daß sie ihn wirklich liebte.

Robert streifte währenddem in der Stadt umher, wie ein wandernder Schatten, der den Weg verloren hat, aber nicht aus einem gewissen Kreise treten kann, ohne daß etwas in ihm zerreißt, und Friedrich schlug die Straße nach Niort ein, wo er gegen neun Uhr Abends ankam.

Er begab sich sogleich nach dem Gasthofe, in welchem Blanka und ihre Mutter abgestiegen waren. In dem Augenblicke, als er die Schwelle überschreiten wollte, bemerkte er auf der Straße eine Gestalt, die ihn sehen oder vielmehr erkennen zu wollen schien.

Eine Straßenlaterne erleuchtete das Gesicht dieser Gestalt und Friedrich erkannte Robert; aber er setzte seinen Weg fort, ohne ihn weiter zu beachten.

„Er ist's," dachte Robert, „er will sie hier besuchen. Ach! jetzt sehe ich ein, warum sie meine sofortige Abreise wünschte."

Der unglückliche junge Mann lehnte sich an die Mauer und weinte wie ein Kind; dann ging er traurig und niedergeschlagen in's Freie und setzte sich unter einen Baum, wo er wartete, bis es Tag wurde, denn ehe er abreis'te, wollte er Felician noch einmal besuchen, um sich Kraft und Trost bei ihm zu erholen.

Friedrich schellte an der Thür des Gasthofes.

„Geben Sie mir ein Zimmer," sagte er zu dem öffnenden Kellner, der ihn alsbald mit einem Lichte in der Hand die Treppe hinaufführte.

Seiner Gewohnheit nach beobachtete Friedrich genau die Lokalität des Hauses.

„Was that Robert um diese Zeit auf der Straße?" fragte er sich selbst, und um Alles zu erfahren, was er wissen wollte, sagte er zu dem Kellner:

„Soll hier nicht in den nächsten Tagen in der Kathedrale eine Ordination stattfinden?"

„Ja, mein Herr, übermorgen."

„Heißt der Priester, welcher ordinirt werden soll, nicht Felician Pascal?"

„Ja, und in Nr. 8 wohnen sogar seine Mutter und seine Schwester."

Mit diesen Worten zeigte der Kellner in der ersten Etage auf die Thür der Madame Pascal.

„So? die Damen wohnen hier?" fragte der Graf.

„Ja; Sie kennen sie wohl, mein Herr?"

„Nur von Ansehen und dem Namen nach. Welches Zimmer wollen Sie mir geben?"

„Dies steht ganz in Ihrem Belieben."

„Nun so geben Sie mir diese beiden," sagte Friedrich, indem er die über der Wohnung Blanka's und ihrer Mutter gelegenen Zimmer wählte.

„Ich will sogleich Ihr Bett machen lassen."

„Thun Sie das; aber sagen Sie mir, wohnt nicht auch ein junger Mann, Namens Robert, in Ihrem Gasthofe?"

„Er ist heut wieder abgereis't."

„Wird er zurückkommen?"

„Ich glaube nicht. Welchen Namen sollen wir in's Fremdenbuch eintragen?"

„Der Graf Friedrich von La Marche. Hier ist übrigens meine Karte."

Als der Kellner sich entfernt hatte, begann der Graf mit geräuschvollen Schritten im Zimmer umher zu gehen.

Madame Pascal, welche beim Lesen eines Buches

eingeschlummert war, erwachte plötzlich von diesem Geräusch über ihrem Kopfe.

Blanka dagegen war so in ihre Gedanken vertieft, daß sie nichts hörte.

„Wer mag noch so spät oben umhergehen?“ sagte Madame Pascal, da die Tritte immer stärker wurden.

„Es ist nicht möglich, bei diesem Lärm zu schlafen; hörst Du nichts, Blanka?“

„O ja, liebe Mutter, ich höre es auch.“

„Es ist unerträglich.“

„Meines Wissens wohnt gar Niemand über uns.“

„Es muß ein Reisender sein, der eben erst angekommen ist.“

„Ja, wahrscheinlich.“

Madame Pascal faßte sich noch einige Augenblicke in Geduld und Blanka versank wieder in ihr Nachsinnen.

Das Gehen dauerte ununterbrochen fort.

Jetzt hörte Madame Pascal den Kellner hinaufgehen. Sie öffnete die Thür und rief ihn.

Der Kellner trat ein.

„Wer wohnt denn über uns?“ fragte sie ihn.

„Ein Herr, der eben angekommen ist, der Herr Graf von La Marche,“ antwortete der Kellner mit Stolz.

„Wie? er ist hier?“ rief Blanka erschreckend; „was mag er wollen?“

„Bitten Sie den Herrn Grafen von La Marche,

nicht so geräuschvoll in seinem Zimmer auf und ab zu gehen," sagte Madame Pascal zu dem Kellner.

„Ach, wenn doch Alles recht bald zu Ende wäre!" dachte Blanka; „wenn er meinen Bruder um meine Hand bitten, mich heirathen und weit von hier wegführen könnte!"

Der Kellner ging wieder hinauf zu Friedrich und entledigte sich des erhaltenen Auftrags mit den Worten:

„Herr Graf, Madame und Fräulein Pascal, welche unter Ihnen wohnen, lassen Sie ersuchen, ein wenig leiser zu gehen."

Die Schritte verstummten sogleich.

„Es thut mir leid, daß ich soviel Geräusch gemacht habe," versetzte der Graf; „sind die Damen schon zu Bett gegangen?"

„Nein, noch nicht."

„Was thun sie?"

„Die Mutter lies't und die Tochter arbeitet."

„Sagen Sie ihnen, daß ich sie um die Erlaubniß bitten lasse, mich persönlich bei ihnen zu entschuldigen."

„Es ist nicht der Mühe werth, daß sich der Herr Graf deshalb incommodirt," sagte Madame Pascal zu dem Kellner, als er ihr den Besuch Friedrichs meldete.

„Es ist immer artiger, wenn wir seinen Besuch annehmen," bemerkte Blanka. „Sagen Sie dem Herrn Grafen, daß wir ihn erwarten."

Nach einigen Minuten klopfte Friedrich an die Thür und Madame Pascal öffnete ihm.

Seitdem Blanka den Grafen kannte, hatte sie Zeit und vielfache Gelegenheit gehabt, sich an mancherlei Gemüthsbewegungen zu gewöhnen, und es war daher nicht sowohl das Unerwartete dieses Besuches und die Anwesenheit ihrer Mutter, was die Schläge ihres Herzens beschleunigte, sondern es war die schmerzliche Ueberzeugung, die sich ihr aufdrang, daß sie diesen Mann, dem sie sich hingegeben, nicht liebte, daß er ihr kein anderes Gefühl als Angst und Reue einflößte und daß ihre zur Nothwendigkeit gewordene Verbindung mit ihm eine Strafe für sie war.

Blanka war daher auffallend bleich, als der Graf eintrat.

„Ich hatte mich nicht geirrt,“ dachte Friedrich, als er ihre Blässe bemerkte, sowie Blanka's Anstrengungen, sie zu verbergen; „sie ist zu der Einsicht gekommen, daß sie nicht mich, sondern einen Andren liebt, aber sie fürchtet mich noch immer, und dies ist genug.

„Madame,“ sagte er zu Madame Pascal, „ich wußte nicht, daß Jemand unter mir wohnte, und noch weniger, daß es die Mutter und die Schwester des Herrn Felician Pascal war.“

Friedrich wendete das richtige Mittel an, um seinen Besuch zu verlängern.

„Kennen Sie meinen Sohn?“ fragte Madame Pascal, indem sie ihn zum Niedersetzen einlud.

„Ja, Madame, aber nur dem Namen, dem Rufe und dem Ansehen nach, denn ich habe nie die Ehre gehabt, mit ihm zu sprechen. Wir sind Nachbarn und ich habe in ganz Moncontour stets seine Tugenden und seine wahre Frömmigkeit rühmen hören.“

„O wie freut es mich, dies zu hören!“ erwiderte Madame Pascal, während Blanka, die eine Stickerei zur Hand genommen hatte, hoch erröthete, als sie sah, wie ihre Mutter hintergangen wurde.

„Ich bin sogar nur um Ihres Herrn Sohnes willen nach Niort gekommen, Madame,“ fuhr der Graf fort. —

„Sie wollen also wahrscheinlich seiner Ordination beiwohnen?“

„Ja, Madame.“

„Es wird eine schöne und erhebende Feierlichkeit werden, nicht wahr?“

„Aber sie wird Sie von einem geliebten Sohne trennen und Ihnen, mein Fräulein,“ sagte der Graf zu Blanka, „wird sie eine Stütze und einen Beschützer entreißen.“

„Die kräftigste Stütze und der sicherste Schutz, Herr Graf,“ antwortete Blanka, „ist das Gebet eines reinen Herzens und die Fürbitte eines frommen Gemüths bei dem

Herrn, und diesen Beistand und Schutz werden wir fernerhin in meinem Bruder finden."

„Nun wohl, mein Fräulein," entgegnete der Graf, „ich habe eine Bitte an den frommen jungen Mann und damit ich um so gewisser bin, daß er sie mir gewährt, wünschte ich sie ihm durch Ihre Vermittelung zukommen zu lassen. Wollen Sie mir mit der Bewilligung Ihrer Frau Mutter diese Gefälligkeit erzeigen?"

„Sehr gern, Herr Graf," erwiderte Blanka; „worin besteht Ihre Bitte? wenn sie gerecht ist, wird mein Bruder sie Ihnen auch gewähren!"

„Sie sollen ihm nur einen Brief übergeben; aber von seiner Antwort hängt mein ganzes Lebensglück ab."

„Haben Sie den Brief schon bereit?"

„Nein, aber er wird nur wenige Zeilen enthalten und ich bitte um Ihre Erlaubniß, ihn hier schreiben zu dürfen."

„Willst Du so gut sein, liebe Mutter, und dem Herrn Grafen Schreibzeug geben?" sagte Blanka.

Madame Pascal stand auf und ging in's Nebenzimmer, wo Susanne schlief, um das Gewünschte herbeizuholen.

„Was ist denn geschehen, Blanka?" fragte der Graf mit leiser Stimme, sobald er sich mit Blanka allein befand; „ich habe seit Deiner Abreise nur einen einzigen Brief von Dir erhalten; hast Du denn vergessen, daß ich an Deinen Bruder schreiben muß, daß Du

meine Gattin bist, daß ich Dich liebe, daß ein heiliges Band uns verbindet und daß ich Jeden ermorden würde, der es versuchen sollte, dieses Band zu zerreißen?“

„Was meinst Du damit?“

„Ich meine,“ antwortete Friedrich in gebieterischem und drohendem Tone, „daß ich bei meiner Ankunft dem Manne hier begegnet bin, der Dir das Leben gerettet und durch den Du mir einmal einen Brief gesandt hast; ich weiß nicht warum, aber ich kann diesen Menschen nicht leiden.“

„Also nichts entgeht ihm!“ dachte Blanka. „Du wirst ihn nicht wieder sehen,“ setzte sie laut hinzu, „er ist im Begriff, unsre Gegend zu verlassen.“

„Das ist mir lieb. Ich will jetzt an Deinen Bruder schreiben und bei ihm um Deine Hand anhalten. Uebermorgen nach der Ceremonie übergiebst Du ihm meinen Brief und zugleich bei seiner Ankunft in Moncontour werde ich mir seine Antwort mündlich erbitten und dann alles Weitere mit ihm besprechen. Doch still, Deine Mutter kommt.“

In diesem Augenblicke kam Madame Pascal in der That zurück und brachte die zum Schreiben nöthigen Materialien.

Friedrich dankte ihr und schrieb dann folgende Zeilen, indem er sich so setzte, daß Blanka sie lesen konnte:

„Mein Herr!

„Ich heiße Graf Friedrich von La Marche, ich bin reich, ich liebe Ihre Fräulein Schwester und glaube auch von ihr geliebt zu werden.

„Ich nehme mir daher die Freiheit, Sie um ihre Hand zu bitten.

„Genehmigen Sie die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

„Graf Friedrich von La Marche.“

„Er ist wirklich ein rechtlicher Mann,“ sagte Blanka mit einer gewissen Muthlosigkeit zu sich selbst, „und er liebt mich.“

Sie ergab sich in ihr Schicksal.

Wer hätte dem armen Kinde vor zwei Monaten gesagt, daß sie einst der Resignation bedürfen würde, um die Gattin des Mannes zu werden, ohne dessen Namen ihr das Leben nur noch Schande und Reue bieten konnte!

Dies waren Blanka's Gedanken, während Friedrich den an Felician geschriebenen Brief zusammenfaltete, versiegelte und ihn ihr dann einhändigte. Als dies geschehen war, entfernte er sich mit nochmaligen Entschuldigungen wegen der verursachten Störung.

Ein neuer Beweis für die Richtigkeit dessen, was wir über Blanka gesagt haben, ist, daß sie sich, seitdem sie Robert liebte, fest vorgenommen hatte, dem Grafen nicht eher wieder anzugehören, als bis die menschlichen Gesetze es ihr zur Pflicht machten. Welcher Mittel und

Wege sich der Graf auch bedient hätte, er würde jetzt nie wieder eine Zusammenkunft von ihr erlangt haben, wie sie ihm früher so viele gewährt hatte. Dies kam daher, weil Blanka ein reines Gefühl in ihrem Herzen trug, das sie nicht beflecken wollte, weil die Liebe bei den Frauen eine neue und stärkere Schamhaftigkeit erweckt, die ihrer selbst sicherer ist als die erste, dieser leichte und durchsichtige Schleier, welcher die Jungfrau, in der die erste Gluth der Sinnlichkeit erwacht, kaum zu bedecken, viel weniger zu vertheidigen vermag.

Mit Staunen und Entsetzen fragte sich das arme Kind, wie es gekommen war, daß sie sich dem Willen Friedrichs gefügt hatte, und schob die ganze Schuld auf das Verhängniß.

Dies ist der allgemeine Name, mit dem die Menschen alle ihre Leidenschaften, ihre Fehler und ihre Verirrungen bezeichnen, wenn die Zeit der Strafe gekommen ist.

Wir glauben nicht, daß es einen größeren Schmerz für ein Mädchen geben kann, als die zu späte Einsicht, daß sie sich getäuscht und sich ohne Liebe hingegeben hat, besonders wenn dazu noch die Ueberzeugung kommt, daß sie einen andren Mann als den, dem sie angehört und für immer angehören muß, wirklich liebt.

In diesem Falle befand sich Blanka, und Jedermann wird daraus ermessen können, welche Qualen sie litt.

Friedrichs Besuch in Niort hatte keinen andren Zweck gehabt, als den einer kurzen Unterredung mit Blanka, und er reis'te daher noch in derselben Nacht wieder ab.

Als er sich entfernt hatte, ging Blanka in das Zimmer, wo Susanne schlief, und schloß sich hier ein, denn der Anblick des lieben Kindes erinnerte sie lebhafter an Robert. So war die Kleine, ohne zu wissen und ohne etwas davon zu verstehen, die Vertraute und der momentane Trost der bekümmerten Blanka geworden. Da ihre Liebe der Liebe Roberts nicht entgegengehen durfte, so übertrug sie dieselbe auf Susannen. Dieses Kind war der Boden, auf dem sich ihre reine Zuneigung begegnete, und Blanka konnte die Schwester mit allem Feuer ihrer Gefühle für den Bruder umarmen.

„Ja, ich will Dich lieben, mein gutes Kind," sagte sie, indem sie die schlafende Susanne in ihre Arme nahm und sie mit Küssen und Thränen bedeckte; „ich bin es, die Dir Deinen Bruder, Deinen einzigen Versorger nimmt, ich bin die Ursache seiner Entfernung, aber ich will Dir eine so zärtliche Mutter sein, daß Dein jugendliches Herz sich bis zu dem Tage gedulden wird, an welchem Robert, von seiner unmöglichen Liebe geheilt, zurückkommt."

Die sanften Athemzüge des Kindes waren die einzige Antwort auf diese stummen Bekenntnisse und Betheuerungen. Blanka ergoß in sie, wie in ein reines Gefäß, die

Ueberfülle ihrer Empfindungen, aber wie das Gefäß, so wußte auch Susanne nicht, daß sie etwas enthielt und ob dieses Etwas Honig oder Gift war.

Von allen diesen moralischen Erschütterungen und Bewegungen hatte Felician keine Ahnung.

Glücklich, stolz, von Gott erleuchtet und das Herz gleich einem Tempel allen reinen Strahlen und einer frommen Begeisterung geöffnet, sollte er endlich das Ziel seiner gottesfürchtigen Träume erreichen und von der Höhe seines Glaubens erschien ihm die Welt nur wie eine große Familie, von welcher er einigen Gliedern das tägliche Brot der Seele reichen sollte. Er war durchdrungen von christlicher Liebe und fühlte sein Herz weit und stark genug, um das ganze Menschengeschlecht darin aufzunehmen. Wie die riesigen Bäume, deren Wipfel von den Sängern des Frühlings bewohnt sind und jeden Morgen die ersten Strahlen der Sonne erblicken, sah er die irdischen Leidenschaften nicht mehr, gleich giftigen Schlangen, welche die Erde verbirgt, unter den Schatten seiner strahlenden Laubkrone schleichen und den Stamm mit ihrem giftigen Zahne verwunden, um ihn zu fällen.

Der Tag, bei dessen ersten Strahlen Robert seit dem Abend vorher in der einsamen Gegend umher irrte, war daher der letzte, an welchem Felician sich selbst angehörte, denn am folgenden Tage sollte er die unauflöslichen Gelübde aussprechen.

Diesen letzten Tag wollte er ganz seiner Mutter und

Schwester widmen; die beiden Damen sollten daher um zehn Uhr zu ihm kommen und ihn nicht eher wieder verlassen, als um vier Uhr, denn von dieser Stunde an bis zum folgenden Morgen durfte er mit Niemandem sprechen und sich nur allein mit Gebet und frommen Betrachtungen beschäftigen.

Robert wußte dies und da er fürchtete, daß es Blanka unangenehm sein würde, wenn er bei Felician mit ihr zusammenträfe, ging er schon bei Anbruch des Tages zu diesem uud fand ihn im Garten des Seminars in einem Buche lesend.

„Nun, mein Bruder,“ redete ihn Felician an, indem er seine Hand ergriff, „Du leidest noch immer?“

„Ja, ich bin sehr unglücklich!“ erwiderte Robert, und zugleich warf er sich in Pascals Arme und seine Thränen brachen hervor.

„Sei stark, lieber Freund; der Schmerz ist eine Prüfung, aus welcher der Geist reiner hervorgeht, und der Herr hat Tröstungen in seinen stets offenen Händen. Meine Schwester ist die Ursache Deines Leidens, Robert; verzeihe ihr und verzeihe mir.“

„Ach ich verzeihe ihr und Sie, Felician, segne ich!“

„Ich hatte gehofft, Euch zusammen vereinigt zu sehen und daß Du mich bei ihr ersetzen würdest. Sie will es nicht und wir müssen den Willen ihres Herzens achten. Das Herz ist das Einzige, was uns wirklich

gehört und worüber keine menschliche Macht uns zu verfügen zwingen kann. Was willst Du thun?“

„Ich will fort von hier.“

„Und Susanne?“

„Lasse ich bei Ihrer Mutter, Felician. Sie nähert sich dem Alter, wo ich ihr nicht mehr nützen kann und ihr sogar im Wege sein würde. Ihre Mutter und Ihre Schwester werden es besser verstehen, sie zu lieben, als ich. Ich brauche nichts; ich will das Häuschen, das ich bewohne, und ein Stück Land, das wir noch besitzen, verkaufen und dadurch eine Summe von vierzigtausend Franken realisiren. Diese werde ich Ihnen übergeben; sie wird Susannens Mitgift bilden, wenn sie sich dereinst verheirathet. Möge sie dann Niemandem das Leid bereiten, welches die Trennung von ihr mir verursacht!“

„Man wird von der Liebe geheilt, Robert. Wenn ich dies nicht glaubte, würde ich zu Dir sagen: Bleibe bei mir und widme dem Dienste Gottes Deine trostlose Seele. Aber vielleicht würdest Du später, wenn die Wunde Deines Herzens sich wieder geschlossen hat, Dich wieder nach der Welt zurücksehnen, die Du auf immer verlassen hättest, und die einen Balsam für die Wunden hat, die sie schlägt. Nur mit einem inneren Berufe, nicht aus Verzweiflung muß man dem Herrn dienen, bekämpfe also Deinen Schmerz mit den Kräften, die in Dir liegen, und wenn Du später einsiehst, daß Deine Bemühungen

vergeblich sind, dann wird es noch immer Zeit sei uns zu kommen. Gott wird immer da sein."

Die beiden jungen Männer umarmten sich mit Herzlichkeit.

„Ich danke Ihnen für diese tröstenden Worte, Felician," sagte Robert; „Sie haben Recht, und auch ich möchte Gott nicht ein Herz darbringen, in dem noch etwas von irdischen Leidenschaften zurückgeblieben wäre. Aber ich werde ihn aus Herzensgrunde bitten, daß er Die, welche die Ursache meiner Leiden ist, glücklich macht, und ihr Glück wird meine Heilung sein."

In diesem Augenblicke trat ein junger Seminarist zu Felician und sagte zu ihm:

„Ein Herr wünscht Sie zu sprechen und hat mir diese Karte übergeben."

Pascal warf einen Blick auf die Karte und las:

„Maréchal, Arzt am Bord des Nicolas."

„Gewiß will ich ihn sprechen," rief er dann, und nachdem er Robert einen Wink gegeben hatte, sich nicht zu entfernen, eilte er dann dem Doctor entgegen.

Sechstes Kapitel.

Valery.

Felician fiel Maréchal um den Hals und kehrte mit ihm zu Robert zurück, der sich nachdenkend auf eine Bank unter den Bäumen des Klostergartens gesetzt hatte.

„Mein lieber Doctor," sagte er zu ihm, „ich stelle Ihnen Herrn Robert vor, einen guten Freund von uns, der meiner Mutter, meiner Schwester und mir das Leben gerettet hat, und Ihnen, Robert, stelle ich den Herrn Doctor Maréchal vor, mit dem ich von Madagaskar nach dem Kap gereis't bin, ein vortrefflicher Mann, der den Leuten in Folge seines Berufs das Leben rettet, wie Sie aus Edelmuth."

Robert und der Doctor drückten einander die Hand, und alle Drei setzten sich nebeneinander auf die Bank.

„Jetzt, lieber Doctor," sagte Pascal, während Robert seinen Kopf in die Hand stützte und wieder in seine Gedanken versank, „jetzt sagen Sie mir, wie es kommt, daß ich die Freude habe Sie zu sehen?"

„Sie wissen, daß ich vor drei Monaten wieder in Frankreich angekommen bin?"

„Allerdings weiß ich es; Sie haben sogar die Güte gehabt, meiner Mutter einen Brief von mir zu übersenden."

„Ich habe sogleich nach meiner Ankunft Melle, wo mein Vater wohnt, wieder verlassen und bin nach Paris gegangen."

„Was wollten Sie denn dort?"

„Um eine Anstellung anhalten, denn ich habe Neigung zu Ihrer ruhigen Lebensweise bekommen. Ich habe die Oceane und die unendlichen Wasserflächen satt. Ich will für die Kranken meiner Gegend das werden, was Sie für die Gläubigen der Ihrigen sind. In unserer Stadt ist ein Hospital und ich habe beim Minister um die Stelle des dirigirenden Arztes bei demselben angehalten."

„Und Sie haben sie bekommen?"

„Vor acht Tagen. Ich bin sogleich wieder nach Hause gereis't, um meinem Vater diese gute Nachricht mitzutheilen, und erfuhr dann, daß in Niort eine Ordination stattfinden sollte, und daß es die Ihrige war. Ich bin daher sogleich wieder aufgebrochen, um dieser Feierlichkeit beizuwohnen und Sie womöglich vorher noch zu sehen. Habe ich nicht recht daran gethan? Sie haben mit so vieler Begeisterung von Ihrer heiligen Laufbahn mit uns gesprochen, daß ich sehen wollte, wie Sie die ersten Schritte auf derselben thun. Uebermorgen reise ich

wieder zurück, aber dann werden wir uns öfter sehen, denn Melle ist nicht weit von Montour entfernt."

„Das freut mich außerordentlich, mein lieber Doctor, und ich danke Ihnen herzlich für diesen freundschaftlichen Besuch. Sie sehen, Gott ist gütig und erfüllt die bescheidenen Wünsche der Menschen. Fasse Muth, Robert," sagte Felician zu diesem; „Du bist ein braver Mensch, laß Dich durch das Glück Anderer trösten."

„Ist Ihnen denn ein Unglück begegnet, mein Herr?" fragte der Doctor theilnehmend.

„Kein Unglück, sondern ein Schmerz," antwortete Felician, indem er Roberts Hand vertraulich drückte: dann sagte er zu Maréchal:

„Und was macht unser Kapitain, Herr Durantin, der ein so guter Dominospieler war?"

„Er befindet sich wohl, er schickt sich an, nach Rio-Janeiro zu segeln."

„Mit seinen früheren Officieren?"

„Ja."

„Sie sind noch immer lustig und munter?"

„Noch immer."

„Das freut mich. Es ist angenehm zu erfahren, daß sich Menschen, die man gekannt hat, wohl befinden."

„Erkundigen Sie Sich denn sonst nach Niemandem?"

„Nach wem noch?"

„Es war außer Ihnen noch ein Passagier am Bord des Nicolas."

„Valery?"

„Ganz recht."

„Aber was könnten Sie mir von diesem sagen; Sie wissen eben so wenig von ihm als ich. Er ist todt, Gott sei seiner Seele gnädig!"

„Valery befindet sich so wohl, als Sie und ich."

„Er ist nicht gestorben?" rief Felician mit einem Erstaunen, welches durch die Erinnerung an Valery's Verbrechen und die Ahnung des Unglücks, das sein böser Charakter noch anrichten konnte, mit einem Gefühle des Entsetzens gemischt wurde; „er ist nicht gestorben, sagen Sie?"

„Nein."

„Ist dies möglich?"

„Es ist die Wahrheit."

„Als ich aber den Nicolas wieder verlassen wollte, nachdem ich Ihnen den Brief an meine Mutter übergeben hatte, wurde schon die Kanonenkugel in Bereitschaft gebracht, die man ihm an die Füße binden wollte, wenn er in's Meer geworfen wurde."

„Das ist wahr, und wir gingen nachher in seine Kajüte, um zu sehen, ob er todt sei, wie ich glaubte, und dann ein Ende mit ihm zu machen. Denken Sie sich nun mein Erstaunen, als ich, anstatt eines Leichnams, einen Mann fand, der aufgestanden war, bleich und ab-

gemagert wie ein Gespenst, und sich mit der einen Hand an seinem Bette anhielt, während er mit der andern einen Gegenstand suchte, auf den er sich stützen konnte, um einen Schritt zu thun, ohne zu fallen! — Ich bin gerettet, Doctor, sagte er, ich fühle es; ich will mit Herrn Pascal sprechen. — Ich erwiderte ihm darauf, daß Sie eben das Schiff verlassen hätten, und zeigte ihm das Boot, auf dem Sie nach dem Lande fuhren. Diese Nachricht stürzte ihn in eine solche Verzweiflung, daß er ohnmächtig wurde. Aber wie er gesagt hatte, er war gerettet. Die Flasche Madera, die er völlig ausgetrunken, hatte eine Entzündung bei ihm erzeugt, welche die erste aufhob. Das Erbrechen stellte sich wieder ein und drei Tage später war Valery auf den Füßen."

Felician war in tiefes Nachdenken versunken.

„Es ist wahr," sagte er, „der Unglückliche mußte mich zu sprechen wünschen."

„Soll ich Ihnen offen meine Meinung sagen?" fuhr der Arzt nach einer Pause fort; „ich habe es bedauert, daß dieser Mann nicht gestorben ist."

„Warum?"

„Weil ich überzeugt bin, daß er ein böser Mensch ist. Er fürchtete sich zu sehr vor dem Tode, um ein rechtschaffener Mann zu sein, und die Worte, die er in meiner Gegenwart sprach, als er Ihnen beichten wollte, waren Worte eines mit schweren Verbrechen belasteten Gewissens."

„Sie irren Sich, lieber Doctor," erwiderte Felician mit ernster Stimme. „In der Stunde des Todes wird der Geist ängstlicher, gewissenhafter, und übertreibt die Fehler seiner Vergangenheit. Es findet zu gleicher Zeit eine moralische und eine physische Ueberreizung statt, und dies war auch der Fall bei Valery."

„Sie antworten mir, was Sie mir antworten müssen, mein Bruder. Sie haben Valery's Beichte gehört und dürfen nichts davon verrathen, dies ist Ihre Pflicht; aber Sie können mich nicht hindern, über diesen Mann eine Meinung zu haben, welche mein Gefühl in mir erzeugt hat, und ich wiederhole es Ihnen, mein erstes Gefühl, als ich ihn gerettet sah, war Bedauern darüber. Der dringende Wunsch, den er sogleich äußerte, Sie zu sprechen, hat mir bewiesen; daß er sich mit seiner Beichte zusehr beeilt und daß er Ihnen ein fürchterliches Geheimniß anvertraut hatte, das er zurückzunehmen wünschte."

„Angenommen, daß Valery mir ein Geheimniß anvertraut hätte, so hätte ich es unter dem Siegel der Beichte empfangen, und er hätte also nicht zu fürchten, daß ich eine Sylbe davon verriethe. Nein, ich weiß, warum Herr Valery mit mir zu sprechen wünschte. Ehe er starb, hatte er mir sein ganzes Vermögen für die Armen von Nimes, seiner Geburtsstadt, cedirt, und er wollte ohne Zweifel, da er sah, daß er nicht starb, dieses Vermächtniß zurücknehmen."

„Vielleicht, mein Bruder," entgegnete der Doctor, den dieser Grund bei weitem nicht überzeugte, der aber nichts Anderes thun konnte, als sich gläubig zu stellen und weitere Aeußerungen zu unterlassen, die unpassend gewesen wären, da Felician sie nicht beantworten konnte.

„Und wo hat Herr Valery Sie verlassen?" fragte Pascal.

„In Marseille."

„Was ist denn seitdem aus ihm geworden?"

„Das weiß ich nicht."

„Glauben Sie, daß er in Frankreich ist?"

„Ja, wenigstens war es seine Absicht, im Lande zu bleiben."

„Wie könnte ich ihn wohl finden?"

„Erlauben Sie mir, Ihnen einen Rath zu geben. An Ihrer Stelle würde ich, trotz dem, was Sie mir eben gesagt haben, jede Verbindung mit diesem Manne vermeiden."

„Es ist nicht meine Absicht sie fortzusetzen," erwiderte Felician mit sanfter Stimme; „denn die Wege, die wir gehen, liegen sehr weit auseinander; er lebt in einer Welt, von der ich morgen völlig geschieden sein werde. Aber wenn er noch in Frankreich ist, muß ich ihm Papiere wieder zustellen, die er mir, als er seinen Tod nahe

glaubte, anvertraut hat, und die ihm ohne Zweifel von großem Nutzen sind.“

„Aber wenn dies der Fall ist, warum hat er sie Ihnen bei seiner Zurückkunft nicht wieder abgefordert, da er doch eben so gut wußte als ich, wo er Sie finden konnte? Denn Sie hatten ihm in meiner und des Kapitains Gegenwart gesagt, wo Sie geboren sind, wohin Sie gehen und was Sie in Frankreich thun wollten. Nein, glauben Sie mir, mein Bruder, ich weiß nicht, warum ich Ihnen dies sage, aber kümmern Sie Sich nicht weiter um diesen Menschen. Wie Sie eben bemerkten, die Wege, die Sie beide gehen, dürfen nicht zusammentreffen. Ich, dessen Handwerk es ist, die Menschen sterben zu sehen, beurtheile das Leben der Menschen nach ihrem Tode, und ich wiederhole es Ihnen, der Tod dieses Valery war von der Art, daß er nicht werth ist, daß Sie seinen Namen aussprechen. Dann liegt auch etwas Unheilverkündendes in diesem bleichen Teint, in diesem harten Blick, in diesen beiden Falten, die wie von dem Meisel eines Bildhauers in die Stirn dieses Mannes gegraben sind.“

Bei dieser Schilderung wurde Robert aufmerksam, denn auch er mißtraute einem Manne, der diese beiden Falten an der Stirn hatte.

„Es ist meine Pflicht, Herrn Valery wieder aufzusuchen,“ sagte Felician.

„Wenn dies der Fall ist, so ist nichts weiter darüber zu sagen.“

Robert war aufgestanden und ging mit einer gewissen Unruhe auf und ab.

„Aber wo mag er sein?“ begann Felician wieder.

„Sagten Sie nicht eben, daß er Ihnen sein Vermögen für die Armen von Nimes vermacht habe?“ fragte Robert, indem er stehen blieb.

„Ja.“

„Wo befindet sich dieses Vermögen?“

„In den Händen eines Correspondenten in Paris, eines gewissen Morel.“

„Sie haben an diesen Correspondenten noch nicht geschrieben?“

„Nein, ich wollte dies Alles nach meiner Ordination besorgen.“

„Nun, dann schreiben Sie sogleich an ihn und fragen Sie ihn, wo Valery ist. Er wird ihm ohne Zweife sogleich Gegenordre wegen dieses Vermächtnisses gegeben haben und Morel wird jedenfalls wissen, wo er sich aufhält.“

„Das ist wahr; warten Sie einen Augenblick. Ich werde Sie bitten, Robert, diesen Brief zu besorgen.“

„Sehr gern,“ erwiderte dieser, und sobald Felician sich entfernt hatte, näherte er sich dem Arzte und sagte zu ihm:

„Sie scheinen die feste Ueberzeugung zu haben, daß dieser Valery ein böser Mensch ist?“

„Ja; denn zu den Gründen, die ich eben dafür angeführt habe, kommt noch der hinzu, daß Felician, als er nach Valery's Beichte die Kajüte verließ, ganz verstört war und so tief Odem schöpfte, als wollte er ersticken. Ich gehe noch weiter: es würde mich nicht befremden, wenn dieser Mann ein Verbrechen begangen, und wenn er dieses unserem Freunde gebeichtet hätte. Ich wollte wetten, daß die Papiere, die Felician ihm zurückgeben will, irgend eine Erklärung enthalten, die ihn compromittiren kann und deren sich unser Freund vielleicht hat bedienen sollen, sei es, um die Justiz über irgend eine dunkle Angelegenheit aufzuklären, bei der er eine Rolle gespielt hat, sei es, um eine unrechtmäßig erworbene Summe zurückzustatten. Mit Einem Worte, ich glaube, daß Felician das Mittel in Händen hat, Valery unglücklich zu machen.“

„Aber wie kommt es denn, daß Valery seit seiner Ankunft in Frankreich nicht alles Mögliche gethan hat, um wieder in den Besitz dieser compromittirenden Papiere zu gelangen, die sich, wie Sie vermuthen, in Felicians Händen befinden?“

„Das verstehe ich auch nicht. Vielleicht fürchtet er sich und hat nach Realisirung seines Vermögens Frankreich wieder verlassen.“

„Wenn er nicht vielleicht ein Mittel gesucht hat,

um es Felician unmöglich zu machen, ihm zu schaden," sagte Robert mit zitternder Stimme, welche bewies, daß seine Befürchtungen sich in seinem zu Vorahnungen geneigten Geiste noch mehr befestigten.

„Ja, aber welches Mittel könnte er dazu finden?"

„Was war es für ein Mann?" fragte Robert, ohne die Frage des Doctors zu beantworten; „ich bitte, schildern Sie ihn mir."

„Er war lang, mit schwarzem Haar, weißen Zähnen, dickem Barte, bleichem, ziemlich wohlgeformtem Gesicht."

„Wie alt?"

„Ohngefähr dreißig Jahre."

„Sie haben Recht, Herr Doctor; es ist vielleicht ein großes Unglück, daß dieser Mann nicht gestorben ist."

„Warum?"

„Ich kann Ihnen nichts Näheres sagen; aber versprechen Sie mir, gegen Felician nichts von den Befürchtungen zu erwähnen, die ich eben geäußert habe."

„Ich verspreche es Ihnen."

„Bei Ihrem Ehrenwort?"

„Bei meinem Ehrenwort."

„Ich danke Ihnen," sagte Robert, indem er dem Doctor die Hand drückte. Dann entfernte er sich und ging nach Felicians Zelle.

„Was bedeutet das?" fragte sich der Arzt, indem er

ihm nachsah. „Woher rührt die Unruhe dieses jungen Mannes?“

„Er ist's!“ sagte Robert zu sich selbst; „er ist's!“

Nach Roberts Ueberzeugung war Valery und der Graf von La Marche eine und die nämliche Person; für den rechtschaffenen jungen Mann war der, den Maréchal einen bösen Menschen genannt, der nämliche böse Mensch, der Blanka verführt hatte, und diese Ueberzeugung war nicht allein durch die physische Aehnlichkeit zwischen diesen beiden Männern in ihm entstanden, sondern durch eine jener Ahnungen, die so schnell und so leuchtend wie der Blitz, hinreichendes Licht in den Geist werfen, um ihn plötzlich über die dunkelsten Dinge aufzuklären. Robert, dessen ganzes Leben, dessen einziger Gedanke Blanka war, wurde seit einiger Zeit zu sehr von einer schmerzlichen Besorgniß gequält, als daß er darin nicht die Andeutung einer großen Gefahr erblickt haben sollte, welche am Horizonte der Geliebten emporstieg. Liebende Herzen erkennen in den geringfügigsten Dingen ein Unglück für Die, welche sie lieben, wie der Seemann aus einem leichten Wölkchen, das kein Anderer bemerkt, einen Sturm vorhersieht.

Robert liebte Blanka so wahr und innig, daß Alles, was nur den Anschein eines Unglücks hatte, ihn besorgt um sie machte. Hätte man ihm gesagt, daß zehn Meilen von Niort ein Haus eingestürzt sei, so würde er einen Augenblick gefürchtet haben, Blanka könnte unter diesem Hause begraben worden sein, obgleich er sie kaum zwei=

hundert Schritte von sich entfernt wußte. Roberts Befürchtung aber gründete sich nicht allein auf unbestimmte Indicien, auf wechselseitige Beziehungen, welche die verschiedenartigsten Besorgnisse unter einander haben können, sondern auf eine physische Aehnlichkeit zwischen dem Passagier des Nicolas und dem Verführer Blanka's, auf die Gleichheit der Gesichtszüge, welche dem Doctor Maréchal beim Anblick Valery's, und ihm selbst beim Anblick des Grafen aufgefallen war.

Aber die Namen waren ja verschieden! Dies war für Robert ein Beweis mehr, denn er war überzeugt, daß ein Mensch, dem darum zu thun ist, gewisse Handlungen seines Lebens zu verbergen, zuerst seinen Namen verändert. Er glaubte daher fest, daß, wenn dies der Fall war, der Familie Felicians und diesem selbst ein noch weit größeres Unglück drohte als Blanka's Fehltritt und Entehrung. Er mußte daher diesem Unglück entgegengehen und es bekämpfen, ehe Madame Pascal, Blanka oder ihr Sohn es ahneten; es mußte ihnen, wenn irgend möglich, für immer unbekannt bleiben, sollte es Robert auch das Leben kosten. Dies war ohne Zweifel auch der Wille Gottes, da er dem jungen Manne im Augenblicke seiner Abreise diesen glücklichen Gedanken eingegeben hatte.

Er konnte sich indessen irren. Es war immerhin möglich, daß dieser Valery und der Graf von La Marche zwei verschiedene Personen waren. Jener konnte den Tod gefürchtet haben, ohne daß er deshalb ein Verbrechen be-

gangen hatte; dieser konnte Blanka wirklich lieben und den aufrichtigen Willen haben, einen durch die Liebe zu entschuldigenden Fehler wieder gut zu machen. Es giebt viele Leute in der Welt, die sich vor dem Tode fürchten, und nicht weniger, welche junge Mädchen verführen. Es durfte daher nichts übereilt werden, und ehe Robert etwas that, mußte er seine Vermuthungen durch unwiderlegliche Beweise bekräftigen.

In dieser Absicht begab er sich zu Felician.

Er fand ihn an seinem Arbeitstische, den Kopf auf die eine Hand gestützt und die Feder in der andern, aber nachdenkend anstatt schreibend.

Pascals Gedanken, seitdem er sich wieder in seinem Zimmer befand, waren ohngefähr folgende:

„Ja, dieser Mann ist ein großer Verbrecher gewesen, er hat die menschliche Schlechtigkeit so weit als nur möglich getrieben, er hat das Böse, den Haß und den Mord mit kalter Ueberlegung gethan. Aber darin besteht eben Gottes unerschöpfliche Güte, daß er sich der Bösen erbarmt. Ich bin kein Richter, sondern ein Priester, meine Pflicht ist, zu vergeben und nicht zu strafen, denn ich bin der Diener eines Gottes des Friedens, der Gnade und des Erbarmens, und obgleich er gesagt hat: Wer mit dem Schwerte tödtet, der soll durch das Schwert umkommen, so will ich doch erst mit meinem Gewissen zu Rathe gehen, ehe ich mich zum Werkzeuge der menschlichen Gerechtigkeit aufwerfe. Als Valery mir sein Ge-

ständniß ablegte und mich ermächtigte, es bekannt zu machen, glaubte er schon in der Gewalt des Todes, das heißt außer dem Bereiche der menschlichen Gerechtigkeit zu sein, sonst würde er es mir gewiß nicht anvertraut haben. Da nun der Tod nicht eingetreten ist, da die Ursache des Bekenntnisses aufgehoben worden, so fragt es sich, ob mit der Ursache auch zugleich die Wirkung aufgehoben ist. Da Gott ein Wunder an ihm gethan hat, und es mich wissen läßt, daß er noch lebt, ehe ich etwas bekannt gemacht habe, so will er ihm offenbar ein Mittel zum Leben gewähren, und dieses Mittel ist die Reue. Durch die Reue dieses Mannes wird der menschlichen Rache weit besser Genüge geschehen als durch seinen Tod. Meine Aufgabe ist es jetzt, dies zu versuchen, mich zu bemühen, eine verirrte Seele zum Guten zurückzuführen, ihr beizustehen, das Böse, das sie gethan hat wieder gut zu machen. Wenn in diesem Augenblicke ein Unglücklicher, der von der menschlichen Gerechtigkeit verfolgt wird, sei er ein noch so großer Verbrecher, h er einträte und zu mir sagte: Rette mich, mein Bruder! so würde meine Religion mir befehlen, ihn zu retten. Mag es aus Furcht vor dem Tode oder aus irgend einem anderen Gefühl geschehen sein, Valery hat zu mir gesagt: Rette meine Seele, und die Reue ist noch zur rechten Zeit in ihm erwacht, damit er mir das Bekenntniß seiner Verbrechen ablegen konnte, das ich nach dem strengen Wortlaute meiner Religion anzunehmen nicht berechtigt war. Wohlan,

dieser Augenblick der Reue möge die Quelle seiner Erlösung sein. Von heute an will ich vergessen, daß Valery ein großer Verbrecher gewesen ist und will nur den Gedanken im Auge behalten, daß er ein guter Mensch werden kann. Wenn Valery aufrichtig bereut, wenn er mit seinem vergangenen Leben gebrochen hat und den Weg des Guten einschlagen will, so mag er leben, bis es Gott gefällt ihn zu sich zu rufen. Hat er dagegen ein neues Verbrechen begangen, und ich sehe, daß das Böse zu tiefe Wurzeln in ihm geschlagen hat, dann werde ich thun, was ich thun sollte, wenn sein Tod wirklich erfolgt wäre, und werde die menschliche Gerechtigkeit der göttlichen zu Hilfe kommen lassen. So will es mein Gewissen und der Gott der Gerechtigkeit, Gnade und Barmherzigkeit, dem ich angehöre."

In dem Augenblicke, als Pascal zu diesem christlichen Entschlusse gekommen war, trat Robert bei ihm ein.

„Haben Sie den Brief an Herrn Morel geschrieben, mein Bruder?" fragte er ihn.

„Noch nicht, aber ich will es thun."

„Dann schreiben Sie ihm, daß er mir die Nachweisungen giebt, um die Sie ihn bitten, da ich, wenn anders Sie nichts dagegen haben, diese Angelegenheit besorgen will. Dies wird mich ein wenig zerstreuen und Sie werden früher eine Antwort erhalten."

„Ich will Ihnen die Sache recht gern zur Besorgung übertragen, aber ich sage Ihnen im Voraus, daß

Herr Morel die Antwort, um die ich ihn ersuche, Ihnen versiegelt einhändigen und Ihnen nichts davon mittheilen wird. Sie werden mir glauben, lieber Robert, daß ich dies nicht aus Mißtrauen gegen Sie thue, im Gegentheil, wenn mein Herz Geheimnisse hätte, so würde ich sie bereitwillig dem Ihrigen anvertrauen; aber Niemand soll, mit meiner Einwilligung wenigstens, erfahren, was aus Herrn Valery geworden ist, ehe ich ihm einige in meinen Händen befindliche Papiere zurückgegeben habe. Ueberdies kann Sie das Schicksal dieses Mannes durchaus nicht interessiren. Sie zürnen mir doch nicht wegen dieser Verschwiegenheit, zu der ich gezwungen bin?"

„Keineswegs, mein Bruder; aber geben Sie mir rasch den Brief, denn ich habe Eile, wieder hierher zurückzukehren."

Felician griff zur Feder und schrieb Folgendes an Herrn Morel:

„Mein Herr!

„Einer Ihrer Klienten, Herr Valery, hat am Bord des Schiffes der Nicolas, das ihn nach Frankreich zurückgebracht hat, einen Augenblick in Lebensgefahr geschwebt. Er hat mir damals Papiere von der größten Wichtigkeit übergeben, unter denen sich auch eine Schenkungsurkunde über sein ganzes Vermögen befindet. Vor Kurzem habe ich nun erfahren, daß Herr Valery wider alles Erwarten gerettet worden und nach Frankreich zurückgekehrt ist. In seinem eigenen Interesse

ist es dringend nothwendig, daß ich ihn sehe und spreche. Ich ersuche Sie daher, mir seinen gegenwärtigen Aufenthaltsort mitzutheilen, wenn Ihnen derselbe bekannt ist, und dem Ueberbringer dieses Ihre gefällige Antwort ohne weitere mündliche Auseinandersetzung versiegelt einzuhändigen.

„Genehmigen Sie die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung.

„Felician Pascal.“

Nachdem Felician diesen Brief versiegelt hatte, übergab er ihn Robert mit den Worten:

„Bei Ihrer Zurückkunft werden Sie mich in Moncontour finden, wohin ich mich unmittelbar nach meiner Ordination begebe. Umarmen Sie mich und reisen Sie glücklich.“

Robert warf sich in Felicians Arme, verließ dann seine Zelle, empfahl Herrn Maréchal noch einmal das unverbrüchlichste Stillschweigen und eilte nach der Post, wo er ein Pferd nahm und auf der Straße nach Paris fortsprengte.

Siebentes Kapitel.

Die Ordination.

Robert jagte wie der Wind dahin. Nie spornte ein Bote, der eine schlimme Nachricht zu überbringen hatte, sein Pferd zu größerer Eile an. Um keine Minute Zeit zu verlieren, sattelte der junge Mann selbst auf den Poststationen das frische Pferd, welches er besteigen sollte. So kam er, ohne einen Augenblick ausgeruht zu haben, in Paris an und eilte sogleich zu Herrn Morel.

Während dieser Reise geschah in Niort Alles nach Pascals Wunsche.

An dem Tage, wo Robert abreis'te, unterhielt sich Felician bis vier Uhr Nachmittags zuerst mit Herrn Maréchal und dann mit seiner Mutter und Schwester. Hierauf zog er sich bis zum folgenden Morgen in seine Zelle zurück, denn bis dahin durfte er keinen Besuch mehr empfangen.

Während der Betrachtungen, welche das Herannahen eines Tages, der von so großem Einflusse auf Felicians ganze Zukunft war, nothwendig in ihm erwecken mußte, dankte er Gott für den Entschluß, den er in Betreff Valery's gefaßt hatte, und in der hehren Frömmigkeit seines Herzens gab er sich schon im Voraus dem heiligen Genusse hin, den er in der schwierigen Bekehrung dieses großen Verbrechers finden würde. Wie mußte es sein Selbstvertrauen und seinen Glauben befestigen, wenn es ihm gelang, dem Lichte der Wahrheit Eingang in diese schwarze Seele zu verschaffen, welche bisher den verderblichsten Leidenschaften und unseligsten Verirrungen gefröhnt hatte! Wenn es ihm gelang, diesen frechen Stolz zu brechen und diesem Lästermunde ein reuevolles Gebet zu entlocken, war es dann nicht ein glänzender Sieg, mit dem er seine heilige Sendung begann?

Wer mit diesem von einem unerschütterlichen Glauben durchdrungenen Geiste und diesem reinen Gewissen in diesem Augenblicke verkehrt hätte, der würde selbst von einer frommen Begeisterung, einem heißen Drange nach dem Unendlichen und von einem unbeschreiblichen innern Feuer durchdrungen worden sein.

Felician opferte der Religion, der er sich weihte, alle Kräfte, alle Illusionen, alle Gedanken seines jugendlichen Alters. Was die Natur in ein zwanzigjähriges Herz gelegt hat, damit es alle Dinge dieser Welt be-

wundern, verstehen und lieben könne, bildete in ihm nur eine einzige reine, allmächtige, unwandelbare Liebe. Gott erhob ihn über die Erde und setzte ihn in unmittelbare Verbindung mit dem Principe der ewigen Wahrheit. Wenn wir nicht fürchteten, um seine reine Begeisterung zu veranschaulichen, uns eines irdischen, fast gottlosen Vergleiches zu bedienen, so würden wir sagen, daß der junge Mann für das Leben, in das er eintrat, schwärmte wie ein achtzehnjähriger Knabe für seinen ersten Liebestraum. Er sah in der Religion eine schöne, aber unkörperliche Gattin, welche nur die Verbindung der Seelen in geheimnißvollen und für gewöhnliche Geister unbewohnbaren Sphären will, und er liebte diese göttliche Braut, die ihm als Mitgift ihre unverletzliche Jungfräulichkeit, ihre unvergängliche Schönheit und ihre unerschütterliche Liebe mitbrachte. Seine übervolle Seele strömte über, sein Gebet wurde zu einem ununterbrochenen Lobgesang, welcher der unversiegbaren Quelle seiner poetischen Begeisterung entstieg. Felician war ein so reines Gemüth, daß man in dem Ausdrucke seines Glückes den Charakter der unbefangenen Heiterkeit der Kinder fand, die nicht wissen, wie sie ihre innere Freude kundgeben sollen und sie daher durch einen Gesang ohne Ursache und ohne Zweck an den Tag legen, der ihrem Munde entströmt wie der Nectar einem übervollen Kelche. In der feierlichen Stille des Seminars vernahm man eine Stimme, welche fromme Gebete und heilige Kirchen-

lieder sang; es war die Stimme Felicians, der seine Zelle mit geistlichen Harmonieen erfüllte, gleichsam als wollte er selbst in der Luft, die er einathmete, die Gedanken seiner Seele finden.

Von einer himmlischen Wonne durchschauert, sah er demnach die Stunde herannahen, die ihn für immer mit Gott vereinigen sollte. Aus seinem offenen Fenster, von wo er die nächste Umgebung überblickte, sah er das Erwachen der Natur, den stillen und imposanten Ausdruck des Gottes, der sie leitet und den sie vergegenwärtigt. Die mit dem nächtlichen Thaue beladenen Bäume schüttelten glänzende Perlen in die frische Morgenluft hinaus; einige weiße Wölkchen zogen leicht und heiter über das unermeßliche blaue Himmelsgewölbe wie junge Mädchen an einem Feiertage über die Wiese ihres Vaters. Der Rauch der Hütten, der sichtbare Odem der erwachenden Familie, die lieblichen Düfte, welche der Morgenwind von den Hügeln streift, das Geräusch der Thiere, die ihr Tagewerk unter dem Befehle des Menschen beginnen, und der Mensch selbst, der sein Leben jeden Tag unter dem Willen Gottes von Neuem beginnt, endlich das zahllose Orchester, in welchem jedes lebende Wesen, jedes leblose Ding seine Stimme hat, dies Alles entrollte vor den Augen und vor dem Geiste Felicians eines jener heitern Bilder, bei deren Anblick die Seele einen neuen Aufschwung nimmt und mit der wiedererwachenden Welt neues Leben gewinnt, und dieses Bild spiegelte sich

in dem Gebet des jungen Mannes, dessen Beruf die Natur zum Quelle und das Wohl der Menschheit zum Ziele hatte.

Felicians Seele ward daher durch die Betrachtung der erhabenen Werke Gottes auf den ihm bevorstehenden hochwichtigen Act genügend vorbereitet.

Um zehn Uhr Morgens wurde er benachrichtigt, daß es Zeit sei, und er begab sich in andächtiger Stimmung nach der Hauptkirche, wo die Ordination stattfinden sollte. —

Wir haben schon gesagt, daß es ein schöner Morgen war.

Das Haus des Herrn hatte der gläubigen Menge alle Thüren geöffnet, und die Glocken läuteten ununterbrochen, um die Getreuen herbeizurufen. Der Weihrauch dampfte, der Altar hatte sein Festgewand angelegt, die Blumen vermischten sich mit den Flammen der Herzen und die Orgel erfüllte die Räume mit ihren gewaltigen Harmonieen.

Im Orchelchore knieeten Madame Pascal und ihre Tochter und beteten; die Eine für den Sohn, die Andere für den Bruder und für sich selbst.

Der Bischof saß im großen Ornate an dem Altare auf einem mit Gold gestickten, sammtenen Lehnstuhle, und auf dem Altare stand das geweihte Oel, ein Kelch mit Wein und Wasser, eine Patene mit einer Hostie, die

Brotkrume, ein Becken nebst Kanne zum Waschen der Hände, und Servietten zum Abtrocknen derselben.

Der Archidiakonus trat vor und unter dem tiefsten Schweigen der versammelten Menge rief er mit lauter Stimme:

„Felician Pascal!“

Alle Köpfe streckten sich empor und der junge Mann trat ein. Sein Gesicht strahlte von himmlischer Freude. Er trug das Achseltuch, das Chorhemd, den Gürtel, die Stola und die Armbinde; sein Meßgewand hielt er zusammengelegt unter dem linken Arm zum Zeichen, daß er noch nicht das Recht hatte, es anzulegen, und in der rechten Hand trug er eine Kerze. Er trat vor den Bischof, der ihm freundlich zulächelte und dem der Archidiakonus ihn mit den folgenden Worten vorstellte:

„Ehrwürdiger Vater, die katholische Kirche, unsre heilige Mutter, verlangt, daß Sie den hier anwesenden Diakonus zur Priesterwürde erheben.“

„Halten Sie denselben für würdig?“

„So viel wir schwachen Menschen dies zu beurtheilen vermögen, glaube und bezeuge ich, daß er ihrer würdig ist.“

„Gott sei gelobt!“ sagte der Bischof, indem er aufstand. Dann sprach er zu der versammelten Menge die gebräuchlichen Worte:

„Meine Brüder, wie für den Steuermann und den

Passagier die nämlichen Gründe zu Befürchtungen und Hoffnungen bestehen, so hat auch ein Jeder das Recht, seine Meinung in einer Angelegenheit abzugeben, an der Alle das nämliche Interesse haben. Die Kirchenväter haben nicht umsonst den Gebrauch eingeführt, daß man das Volk selbst bei der Wahl Derjenigen, denen der Dienst des Altars anvertraut werden soll, zu Rathe zieht, weil Das, was Viele von dem Leben und den Gedanken eines Menschen nicht wissen, vielleicht Andern bekannt ist, und weil man einem Priester, zu dessen Ordination man seine Zustimmung gegeben hat, mehr geneigt ist, zu gehorchen. Der hier anwesende Diakonus verdient, wenigstens meinem Ermessen nach, diese Ehre. Da aber Schwachheit und persönliche Freundschaft leicht Einfluß auf die Meinung eines Einzelnen oder einer kleinen Anzahl haben kann, so ist es gut, der Ansicht der Mehrzahl zu folgen. Daher bitte ich Euch, hier offen auszusprechen, was Ihr von den Handlungen, dem Lebenswandel und den Verdiensten des gegenwärtigen Diakonus denket, und vergesst nicht, daß Ihr vielmehr Zeugniß ablegen sollt für die Heiligkeit der Priesterwürde, als auf die Stimme Eurer Zuneigung hören. Wenn also Jemandem Nachtheiliges von ihm bekannt ist, so spreche er es aus im Namen Gottes und zu Nutz und Frommen seines Ruhmes."

Nicht Eine Stimme wurde laut, aber ein beifälliges Gemurmel durchlief die Versammlung.

Der Bischof wendete sich nun zu Felician und sprach mit lauter Stimme, so daß er von Allen gehört werden konnte:

„Mein geliebter Sohn, Du wünschest zur Würde des Priesteramtes erhoben zu werden; trachte danach, dieses Amt würdig zu übernehmen und Dich auch ferner desselben würdig zu zeigen. Der Prister soll das Beispiel der Aufopferung geben, er soll segnen, leiten, predigen und taufen. Er muß daher mit großer Gewissenhaftigkeit seinen Pflichten obliegen und darüber wachen, daß die göttliche Weisheit, ein reiner Lebenswandel und die fortwährende strenge Beobachtung der Regeln der Gerechtigkeit ihn seinen Brüdern empfehlen. Als Gott Moses befahl, siebzig Männer in Israel zu erwählen, um ihn in seinem Amte zu unterstützen und daß er ihnen das Vermächtniß des heiligen Geistes ertheile, sagte er zu ihm: Du wirst sie daran erkennen, daß sie Greise sind unter dem Volke. — So sollen die Priester gewählt werden, denn sie sollen die Greise des Volkes sein, wenn sie den heiligen Geist, den Urheber der sieben Gaben, unter Beibehaltung des Geistes des Decalogus, und durch Kenntnisse, Arbeit und Sittenreinheit vor dem Alter gereift und tadellos geworden sind. So hat die Kirche einen hehren und unvergänglichen Kranz in diesen allenthalben verbreiteten Dienern, welche gleichwohl nur eine einzige Gemeinschaft in Jesu Christo bilden.“

Als Felician diese Worte angehört hatte, kniecte

er vor dem Bischof nieder, der beide Hände schweigend auf sein Haupt legte, dann die Stola, welche hinten herabhing, über die Schultern zog und sie kreuzförmig auf der Brust des jungen Mannes übereinanderschlug, indem er zu ihm sagte:

„Empfange das Joch des Herrn! sein Joch ist sanft und leicht.“

„Der Herr sei gelobt!“ flüsterte Felician voll inniger Rührung.

„Und jetzt empfange das Priesterkleid,“ fuhr der Bischof fort, indem er dem Neophyten das Meßgewand vom Arme nahm und ihn damit bekleidete; „Gott wird Dir die christliche Liebe und Vollkommenheit gewähren.“

Nachdem der Bischof hierauf seine Handschuhe ausgezogen und seinen Bischofsring an den Finger gesteckt hatte, nahm er das geweihte Oel, salbte die gefalteten Hände Felicians und sprach:

„Herr, weihe und heilige diese Hände, die wir mit dem heiligen Oel benetzt haben, und mögen sie dann ebenfalls weihen, was sie geweiht haben und segnen, was sie gesegnet haben.“

Nachdem die Weihe der Hände geschehen war, reichte der Bischof dem Neugeweihten Wasser und Wein, indem er fortfuhr:

„Empfange die Macht, mein Sohn, das heilige Meß-Opfer darzubringen und im Namen des

Herrn Messe zu lesen für die Lebenden und für die Todten."

„Der Herr sei gelobt!" sagte Felician noch einmal, indem er sich erhob und seinen heitern Blick über die ihn umgebende Versammlung schweifen ließ.

„Friede mit Dir!" versetzte der Bischof und schloß den jungen Priester in seine Arme.

In diesem Augenblicke erklangen die Töne der Orgel und der Gesang der Chorknaben zu gleicher Zeit. Die heilige Mutter Kirche zeigte sich in ihrem Festgewande, zur Feier des neuen Sohnes, der ihr zugeführt wurde. Alle Anwesenden fielen auf die Kniee und bald vermischten sich ihre Stimmen mit denen der Chorknaben und des poetischen Instruments.

Währenddem nahm die Messe ihren Fortgang und Pascal empfing das heilige Abendmahl.

Nach dem Credo verstummte der Gesang und in em sich der Bischof von Neuem erhob, sprach er zu dem jungen Priester:

„Wem Du die Sünden erlässest, dem sind sie erlassen und wem Du sie behälist, dem sind sie behalten."

Dann schlug er das Meßgewand, welches Pascal noch hinter sich zusammenhielt, ganz herab, und sprach weiter:

„Der Herr bekleidet Dich mit dem Gewand der Un=

schuld. — Gieb mir Deine Hand. — Gelobst Du zu glauben was Du liesest?“

„Ja.“

„Zu lehren was Du glaubst?“

„Ja.“

„Und nach dem was Du lehrst zu handeln?“

„Ja.“

Nach einer Pause hob der Bischof wieder an:

„Versprichst Du mir und meinen Nachfolgern Achtung und Gehorsam?“

„Ich verspreche es.“

„Gelobst Du Denen zu verzeihen, die Dich beleidigen?“

„Ich gelobe es.“

„Schwörst Du alle irdischen Leidenschaften der Verehrung des Herrn zu opfern?“

„Ich schwöre es.“

„So gehe hin, mein Sohn, Gott geleite Dich. Friede sei mit Dir.“

„Der Herr sei gelobt!“ sagte Felician zum dritten Male, die Augen von heiligen Thränen des Dankes und des Glaubens gefüllt.

Der Gesang hob von Neuem an und die Versammlung begann sich unter dem wohlthuenden Eindrucke dieser imposanten Feierlichkeit zu entfernen.

„Glücklich ist die Mutter dieses Gerechten,“ sagten die Mütter, als Felician nach dem Hauptportale der Kirche

ging, um einiges Geld unter die Armen zu vertheilen und so sein Amt mit Wohlthun zu beginnen.

Eine Stunde darauf war Felician mit seiner Mutter und Schwester vereinigt, die an seiner Seite gingen und ihm zulächelten wie die beiden Sinnbilder der Hoffnung und des Glaubens.

Noch denselben Abend kehrte er nach Moncontour zurück und am folgenden Morgen begab er sich, ebenfalls in Begleitung seiner Mutter und Blanka's, nach dem Pfarrhause, das er fernerhin bewohnen sollte. Das halbe Dorf war herbeigeströmt, um ihn zu sehen und die Häuser der Straße, durch die ihn sein Weg führte, waren mit Blumen und Guirlanden geschmückt.

„Segnen Sie unser Haus, mein Bruder," sprach man allenthalben zu ihm, und junge Mädchen in weißen Kleidern, unschuldig wie die Engel, begleiteten den jungen Priester und streuten Rosen- und Lilienblätter vor ihm her. —

„Es lebe Herr Pascal!" riefen die Männer und Alles drängte sich in seine Nähe, um mit ihm zu sprechen und seine Hand zu berühren.

Felician erntete in diesen Aeußerungen die Früchte der Liebe und des Segens, welche das Gute, das man gethan hat, und die Tugenden, die man ausübt, früher oder später im Herzen der Menschen aufkeimen lassen.

„Warum muß ein geheimer Schmerz diese Freude

und dieses Glück trüben?“ dachte Blanka, der die Frauen die Hände küßten und zu der die kleine Susanne fortwährend sagte:

„Warum ist denn Robert nicht hier, Blanka?“

Am Eingange der Kirche fand Felician den bisherigen Pfarrer, der ihn erwartete und zu ihm sagte, indem er ihn vor allen Leuten umarmte:

„Mein Bruder, ich übergebe meine Heerde Ihrer Leitung und vertraue sie Ihrer Weisheit an. Seit zehn Jahren führe ich sie auf dem Wege der Gerechtigkeit und des Glaubens; jetzt will ich anderwärts versuchen, was ich hier versucht habe. Sie haben eine lange Reihe von Jahren vor Sich, benutzen Sie dieselben zum Dienste Gottes. Uebrigens werden Sie in Ihrer Gemeinde stets Ohren finden, die bereit sind, Sie zu hören, und Seelen, die bereit sind, Ihnen zu glauben. Es giebt hier weder wissentliche Blindheit noch Faulheit. Der Boden ist rein, bestellen Sie ihn und er wird von selbst Früchte tragen. Leben Sie wohl, mein Bruder, ich verlasse Sie, aber da, wohin ich gehe, werde ich immer für Euch beten. Ich möchte gern Sie Alle noch einmal an meine Brust drücken, aber die lieblichen Kinder, die ich umarme und welche die Engel Eurer Familien sind, werden Euch die Segnungen mittheilen, die ich in dem Kusse ausspreche, den ich ihnen gebe.“

Die kleinen Mädchen, unter ihnen auch Susanne,

warfen sich in die Arme des braven Pfarrers und alle wollten den versprochenen Kuß haben.

Es war in der That eine ergreifende Scene, die auch die verstocktesten Herzen rühren mußte.

Die Amtseinsetzung Felicians fand zur Freude aller Bewohner des Dorfes statt.

Diese Freude, mit welcher der neue Pfarrer empfangen wurde, hätte als Undankbarkeit gegen den Scheidenden ausgelegt werden können, wenn dieser seine Pfarrkinder nicht schon auf sein Scheiden vorbereitet und sie durch das Versprechen beruhigt hätte, daß er sie dann und wann besuchen würde.

Das ganze Dorf, mit Pascal an der Spitze, geleitete ihn bis an den Wagen, der ihn hinwegführen sollte.

Am Abend gegen sechs Uhr, als sich Felician endlich einige Augenblicke allein befand, fiel er in dem Zimmer, das er von nun an bis zu seinem Tode bewohnen sollte, auf die Kniee und ließ seinem Herzen alle Gebete, alle Freuden und alle Dankbarkeit entströmen, die sich seit dem Morgen darin aufgehäuft hatten.

Er hatte sich noch nicht wieder erhoben, als an seine Thür geklopft wurde. Er öffnete und sah Blanka eintreten, welche ebenfalls niederknieete und indem sie ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte, zu ihm sagte:

„Willst Du meine Beichte anhören, lieber Bruder?“

„Deine Beichte?“ erwiderte Felician lächend, indem er seine Schwester aufhob und sie auf die Stirn küßte; „was kann ein Engel wie Du zu beichten haben?“

„Mein guter Bruder,“ fuhr Blanka fort, indem sie ihren Kopf an Felicians Brust verbarg, „versprich mir, daß Du mir verzeihen willst.“

„Du erschreckst mich, Kind! So sprich denn, was ist geschehen und was soll ich Dir verzeihen?“

„Vergieb mir, daß ich Dich belogen, oder vielmehr Dir Etwas verheimlicht habe,“ erwiderte Blanka mit ängstlicher Miene.

„Erkläre Dich deutlicher. Du weißt, daß ich Dich liebe und Du kannst Nichts gethan haben, was Dich veranlassen kann, vor mir zu zittern. Sprich, mein Kind, ich höre Dich an.“

„Als ich mich weigerte, Roberts Gattin zu werden, habe ich Dir nicht gesagt, warum ich dies that.“

„Du hast mir gesagt, daß Du ihn nicht liebst; dies war der beste Grund, den Du mir vorführen konntest.“

„Ich hatte aber noch einen zweiten, lieber Bruder.“

„Und der ist?“

„Weil ich einen andern Mann liebe.“

„Du bist in dem Alter, wo das Herz sich entscheidet, Blanka, und Du kannst nur einen solchen Mann lieben, der Deiner würdig ist; also nenne ihn mir und wenn er

Dich liebt und es verdient, Dein Gatte zu werden, so soll er es werden."

„Er liebt mich, lieber Bruder, er hat es mir gesagt. Dies ist es, was Du mir verzeihen sollst."

Hätte Felician nur einen Augenblick an seiner Schwester gezweifelt so hätte er an Gott selbst zu zweifeln geglaubt. Hätte ihm Blanka Alles gestanden, was wir wissen, so wäre er vielleicht wahnsinnig geworden, aber er würde es nicht geglaubt haben.

„Weiß die Mutter um diese Liebe?"

„Nein, lieber Bruder."

„Warum hast Du mir nicht eher Etwas davon gesagt?"

„Weil ich so lange warten wollte, bis Du ordinirt warst, damit Du selbst uns verbinden kannst."

„Du gutes Kind! Bist Du auch überzeugt, daß Du diesen Mann liebst?"

„Ich bin es überzeugt," antwortete Blanka, indem sie ihr Gesicht mit beiden Händen verbarg.

„Nun so sage mir seinen Namen," versetzte Felician mit bewegter Stimme.

Blanka zog aus ihrem Busen den Brief hervor, den Friedrich ihr übergeben hatte, und als Felician ihn gelesen hatte, sagte sie zu ihm:

„Der Graf wird sogleich zu Dir kommen, um die in seinem Briefe ausgesprochene Bitte Dir mündlich zu wiederholen."

„So kehre zur Mutter zurück, liebe Blanka, und wenn der Graf sich wieder entfernt hat, werde ich zu Euch kommen und Euch mittheilen, was wir verabredet haben. Du wirst also wahrscheinlich eine Gräfin werden; bist Du gewiß, mein Kind, daß nicht Stolz und Eitelkeit Deiner Liebe zum Grunde liegt? bist Du gewiß, daß Robert, der nur den Adel des Herzens besitzt, Dich nicht glücklicher machen würde, als dieser Adel des Namens? Ueberlege dies wohl, noch ist es Zeit.“

„Ich wiederhole Dir, lieber Bruder, daß ich den Grafen liebe, daß ich nur ihm angehören will und darf, und daß es mein Tod wäre, wenn ich nicht seine Gattin würde.“

Bei diesen Worten konnte Blanka ihre Thränen nicht mehr zurückhalten und warf sich von Neuem an die Brust ihres Brudes, der sich natürlich über die Ursache dieser Thränen irrte und daher zu ihr sagte:

„Beruhige Dich, mein Kind, der Graf liebt Dich, da er um Deine Hand anhält. Er soll Dein Gatte werden.“

Blanka dankte ihrem Bruder mit einem Blicke, drückte ihm mit Innigkeit die Hand und kehrte dann mit Gervaise, in deren Begleitung sie gekommen war, durch die um diese Zeit einsame Straße zu ihrer Mutter zurück.

So kam sie auch an Roberts Hause vorüber, aus welchem der junge Mann an dem Tage, als Felician nach

Niort abreis'te, hervorgesprungen war, um sich dem wilden Stiere entgegenzustürzen.

„Der arme Robert!“ dachte sie, indem sie das stille Häuschen mit seinen geschlossenen Läden betrachtete. „Er ist fort und ich trage die Schuld, daß sein Haus jetzt leer und verlassen ist. Warum hat er mir das Leben gerettet? Mir wäre besser, wenn ich gestorben wäre, dann würde ich nicht das leiden, was ich jetzt leide.“

Und das liebliche Kind warf ihren thränenfeuchten Blick, gleichsam wie einen Kuß, auf das ausgestorbene weiße Häuschen, und setzte dann ihren Weg fort, wobei sie sich noch mehrere Male umwendete.

Pascal war an's Fenster gegangen, um seiner Schwester nachzusehen.

„Wie kommt es, daß mir so bange ist?“ fragte er sich selbst, als er allein war; „warum bin ich unwillkürlich erschrocken, als ich den Brief las, den mir Blanka gab, als hätte er, anstatt eines Glückes, ein Unglück für sie enthalten? Dies ist wieder ein Egoismus des Herzens. So gut wir auch sein mögen, so ist es uns doch ein schmerzliches Gefühl, wenn wir in den Herzen Derer, die uns theuer sind, neue Zuneigungen einen Theil des Platzes beanspruchen sehen, den wir darin einnahmen. Und dann, so lange ich sah, daß Blanka Niemanden liebte, hoffte ich noch, daß sie mit der Zeit Robert lieben würde, meinen unglücklichen Freund, den es tief betrüben wird, wenn er diese Liebe und diese Verbindung

erfährt, denn er hegte gewiß im Stillen noch die nämliche Hoffnung wie ich. Aber wie ist diese Liebe in Blanka's Herz gekommen? wie hat sie erfahren, daß sie sie empfindet und einflößt? Ich habe sie nach dem Allen nicht gefragt und bedurfte es überdies auch einer nähern Mittheilung? Es hätte den Anschein gehabt, als hegte ich Mißtrauen gegen sie und ich würde ihr Kummer bereitet haben. Dieses Gefühl ist in ihr erwacht wie bei allen Mädchen. Sie hat den jungen Mann während meiner Abwesenheit kennen lernen, sie haben sich lieb gewonnen und haben es sich in kindlicher Unbefangenheit gesagt, ohne einen andern Vertrauten haben zu wollen als ihre Herzen. Sie haben den Tag gewählt, an welchem ich voll Nachsicht und Freude sein muß, um es mir zu gestehen; sie haben Recht daran gethan. Der arme Robert!"

Felician setzte sich an seinen Tisch, und den Kopf auf die Hand gestützt, las er beim Scheine der Lampe, die sein kleines Zimmer erleuchtete, immer und immer wieder das Billet des Grafen.

„Welche sonderbare Erscheinungen bietet das Leben dar!" dachte er dabei, „und wie bald wird das Herz für Eindrücke empfänglich! Es ist mir, als wäre Blanka erst gestern zur Welt gekommen. Ich sehe sie noch mit ihren großen blauen Augen in ihrem Bettchen auf dem Schooße der Mutter liegen. Ihr Blick verstand noch Nichts und ihr Mund konnte nicht sprechen. Es scheint, als müßte die Natur, so mächtig sie auch sei, Jahr-

hunderte dazu bedürfen, um aus einem solchen schwachen Kinde ein vollendetes Weib zu machen. Sechzehn Jahre verfließen und das Werk der Natur ist vollbracht. Alle Dinge des Lebens sind diesem jungen Geiste jetzt verständlich geworden und die nämlichen Leidenschaften, an denen sie einige Jahre früher vorüber gegangen ist, ohne ihre Existenz zu ahnen und welche alle Generationen auf der nämlichen Altersstufe erwarten, dringen auf sie ein und unterwerfen sie ihrem Machtgebot. Jetzt haben die Gedanken dieses Geistes Ein Ziel, die Schläge dieses Herzens Eine Ursache und siehe da, eines Tages kommt dieses jugendliche Wesen, das man noch immer als ein Kind betrachtet hat, und sagt: Ich liebe und es ist mein Tod, wenn ich dem Geliebten nicht angehören kann. — O, mein Gott! wenn es Dein Wille ist, ein Glied unsrer Familie durch einen Schmerz zu prüfen, so wähle mich zu dieser Prüfung und bewahre das theure, liebliche Kind, das eben hier war, vor jedem Ungemach!“

Als Pascal sich noch mit diesen Gedanken beschäftigte, wurde plötzlich seine Thür geöffnet und Robert stürzte odemlos in's Zimmer.

„Fräulein Blanka war eben hier?“ fragte er hastig.

„Ja, lieber Freund, haben Sie sie gesehen?“ versetzte Felician, indem er neben Robert Platz nahm, der, von Müdigkeit erschöpft, in einen Stuhl gesunken war.

„Ich habe sie vorübergehen sehen, aber sie hat mich

nicht bemerkt. Sie glaubt, ich bin nicht mehr hier und es ist besser, wenn sie immer in diesem Glauben lebt, sie würde mir vielleicht zürnen, daß ich hier geblieben bin. Ueberdies werde ich morgen abreisen.“

„Ich muß Ihnen sagen, Robert, daß mir Blanka eben mitgetheilt hat, warum sie sich geweigert, Ihre Gattin zu werden.“

„Sie liebte mich nicht, das ist der einzige Grund.“

„Nein, sie liebt einen andern Mann, der sie ebenfalls liebt, der um ihre Hand angehalten hat und den ich vor Ablauf einer Stunde hier erwarte,“ entgegnete Felician, indem er Robert den Brief des Grafen reichte.

„Dies war es also, was er an jenem Abende, wo ich ihm begegnete, in Niort wollte,“ dachte Robert. „Brauche ich Ihnen zu versichern, mein Bruder,“ setzte er laut hinzu, „daß ich Ihrer Fräulein Schwester alles Glück und allen Segen wünsche?“

„Ich bin überzeugt davon, lieber Robert.“

„Jetzt,“ fuhr dieser mit bewegter Stimme fort, denn die Kraft seiner Seele war eben so erschöpft wie die seines Körpers, „lassen Sie Sich erzählen, daß ich Ihren Auftrag pünktlich ausgeführt habe.“

„Sie sind also bei Herrn Morel gewesen?“

„Ja.“

„Hat Herr Valery ihn besucht?“

„Allerdings, und er hat alle Gelder erhoben, die bei ihm deponirt waren. Herr Morel wollte anfangs nicht

auf Ihren Brief antworten; als ich ihm aber sagte, er sei von einem Priester und es handle sich um wichtige Angelegenheiten, die einem Manne Ihres Standes wohl anvertraut werden könnten, machte er keine Schwierigkeiten mehr und gab mir dieses Billet.“

Robert mußte aufstehen und die Hand auf seine Brust legen, denn sein Odem stockte vor Angst und schlimmen Ahnungen. Endlich nahm er den Brief aus der Tasche und reichte ihn Felician.

Kaum hatte dieser die ersten Zeilen gelesen, so wurde er leichenblaß.

Robert glaubte einen Augenblick, Felician würde ohnmächtig werden und sprang auf ihn zu, indem er theilnehmend sagte:

„Was ist geschehen, mein Bruder? was bringt Ihnen dieser Brief?“

Roberts Herz klopfte, als wollte es ihm die Brust zersprengen, denn für ihn, der mit gespannter Aufmerksamkeit den Eindruck betrachtet hatte, den der Brief auf den jungen Priester machte, unterlag es keinem Zweifel mehr, daß Valery und Blanka's Geliebter eine und die nämliche Person waren.

„Nichts, nichts, lieber Freund,“ erwiderte Felician, indem er den Brief wieder zusammenfaltete und sich mit übermenschlicher Anstrengung bestrebte, äußerlich ruhig

zu scheinen, „ich danke Ihnen für Ihre Bemühung. Ich erfahre aus diesem Briefe Alles, was ich zu wissen wünschte. Sie sind zwei Tage lang nicht vom Pferde gekommen und müssen sehr ermüdet sein; gehen Sie also und ruhen Sie aus. Ueberdies wissen Sie, daß ich Jemanden erwarte, mit dem ich eine geheime Unterredung haben will. Lassen Sie mich daher allein und besuchen Sie mich morgen wieder. Morgen werde ich Ihrer bedürfen."

„Nein, ich will und kann Sie nicht verlassen, Felician, denn obgleich Sie Sich bemühen, es mir zu verbergen, so sehe ich doch, daß Sie tief bekümmert sind."

„Dies bin ich allerdings, aber es wäre ein Verbrechen, wenn ich Ihnen die Ursache dieses Kummers mittheilen wollte. Gehen Sie, lieber Freund, gehen Sie."

Robert warf sich in Felicians Arme.

In diesem Augenblicke trat Pascals Dienstmädchen ein und sagte:

„Herr Pfarrer, es ist Jemand unten, der mit Ihnen zu sprechen wünscht."

„Wer ist sein Name?" fragte Felician.

„Der Herr Graf Friedrich von La Marche."

„Bitte den Herrn, sich zu mir herauf zu bemühen. Leben Sie wohl, Robert, bis morgen."

Robert verließ das Zimmer, indem er zu sich sagte:

„O nein! nicht bis morgen, denn ich müßte mich

sehr irren, wenn es nicht hier noch Etwas für mich zu thun gäbe."

Der Graf trat mit einer artigen Verbeugung bei Felician ein.

„Er ist es wirklich!" stammelte der junge Mann und mußte sich an den Tisch anhalten, um nicht zu fallen.

Achtes Kapitel.

Die Kraft des Guten und die Kraft des Bösen.

Als die beiden Männer einander gegenüber standen, sprach sich ihre ganze Seele in ihren Blicken aus. Das Auge des Einen blieb ruhig und heiter wie der erste Strahl eines Sommertages, während das des Andren in einem fahlen Glanze leuchtete, wie der erste Blitz eines Gewitters.

Für Felician war schon kein Zweifel mehr. Die unheildrohende Gestalt vor ihm hatte einen Theil seines Lebensglückes zerstört.

Die beiden Männer vertraten in diesem Augenblicke die beiden großen Prinzipien der Weltordnung: Das Gute und das Böse. Der Kampf sollte beginnen; welcher von Beiden wird siegen?

Der Stolz allein schöpft seine Kraft aus sich selbst, und deshalb fällt er. Felician erhob die Augen zum Him-

mel und flehte den Gott, dem er diente, um die Kraft an, deren er selbst, und um die Resignation, deren das unglückliche Mädchen bedürfen würde, für die er noch vor einigen Minuten gebetet hatte.

Uebrigens war Felicians ganze Haltung so ruhig, daß Valery zu sich sagte:

„Er ahnet noch nichts, er erkennt mich nicht."

Der Kampf begann daher schon mit einem Nachtheile für ihn, da Pascal seinen wahren Namen kannte.

Valery brach zuerst das Stillschweigen, indem er in einem Tone, als wäre er Felician gänzlich fremd, zu diesem sagte:

„Fräulein Blanka ist ohne Zweifel diesen Morgen bei Ihnen gewesen und hat Ihnen ein Billet von mir überbracht?"

Felician machte eine bejahende Kopfbewegung.

„Ich komme selbst zu Ihnen," fuhr der ehemalige Bettler fort, „um mir die Antwort auf diesen Brief zu erbitten."

„Nehmen Sie Platz, Herr Valery," sagte Felician in sanftem Tone, „wir wollen ruhig mit einander sprechen."

„Sie haben mich also erkannt?" fragte Valery.

„Seit gestern weiß ich von Herrn Maréchal, daß Gott Sie gerettet hat, und seit einem Augenblicke weiß ich, daß der Graf von La Marche und Herr Valery eine und die nämliche Person sind."

Valery blickte unwillkürlich umher, denn der Gedanke war in ihm aufgestiegen, daß Felician ihn vielleicht festnehmen lassen und sein früheres Bekenntniß veröffentlichen wollte.

Valery hatte darauf gerechnet, eine großartige Wirkung hervorzubringen, wenn er Felician seinen wirklichen Namen sagen würde; aber siehe da, der junge Priester kannte ihn im Voraus und äußerte nicht das mindeste Erstaunen. Dieses erste Mittel, auf das er gezählt hatte, schlug also fehl und er fühlte, daß ihm sein Gegner in diesem einen Punkte überlegen war.

„Nun ja," erwiderte er, „ich bin allerdings Valery und will Sie um die Hand Ihrer Fräulein Schwester bitten, die ich liebe und die mich ebenfalls liebt."

„Wenn Sie meine Schwester wirklich liebten, mein Herr, so würden Sie, anstatt es mir in diesem kalten und fast drohenden Tone anzukündigen, weinend vor mir auf die Kniee gefallen sein und zu mir gesagt haben: Mein Leben und mein Tod sind in Ihrer Gewalt, mein Bruder, Sie haben die Macht in Händen, mich der gerechten Strafe zu überliefern, oder mir zu verzeihen; ich bereue mein Verbrechen, denn ich liebe Ihre Schwester und eine solche Liebe schließt alle Tugenden in sich; sie wird, je nach Ihrem Willen, meine ewige Strafe oder meine ewige Erlösung sein."

„Und wenn ich so zu Ihnen gesprochen hätte, was würden Sie gethan haben?"

„Ich würde Ihnen die Hand gereicht und zu Ihnen gesagt haben: Gott wendet alle Mittel an, um verirrte Seelen zu sich zurück zu führen und ich danke ihm, daß er meine Schwester zum Werkzeuge Ihrer Bekehrung auserwählt hat. Gedulden Sie sich ein Jahr und überzeugen Sie sich während desselben, ob Sie sich nicht selbst täuschen; ist Ihre Reue, Ihre Besserung und Ihre Liebe dann aufrichtig und ernstlich, so werde ich Ihnen die Hand meiner Schwester gewähren, nicht allein zur Befriedigung Ihrer Liebe, sondern auch als ein lebendes Unterpfand der göttlichen Verzeihung."

„Da ich also keine Heuchelei bei meinem Verlangen angewendet, da ich Sie nicht durch Verstellung hintergangen und da ich Ihnen mein Ansuchen kalt und ernst vorgetragen habe, so weisen Sie es zurück?"

„Welchen Weg Sie auch eingeschlagen hätten, ich würde die Wahrheit darunter erkannt haben. Ich liebe meine Schwester zu sehr, als daß ich mich in den Gefühlen, welche sie einflößt, irren könnte."

„Sie verweigern mir also ihre Hand?"

„Ja, mein Herr."

„Weil ich ein Verbrecher bin?"

„Weil Sie Ihre Verbrechen nicht bereuen."

„Und Sie wollen sie mir wahrscheinlich büßen lassen?"

„Als ich erfuhr, daß Sie noch am Leben seien, habe ich mich in meine Zelle eingeschlossen und bin mit mei-

nem Gewissen darüber zu Rathe gegangen, welches Verfahren ich gegen Sie einschlagen sollte."

„Und Ihr Gewissen hat Ihnen gesagt: Valery hat einen Greis und eine Frau ermordet, er hat einen Unschuldigen an seiner Stelle hinrichten sehen, aber Gott hat ihn so krank werden lassen, daß er mir diesen dreifachen Mord entdeckte und mir das Recht gab, ihn zu veröffentlichen. Er ist vor sechs Monaten nicht gestorben, also hat ihm Gott noch sechs Monate zu leben vergönnt. Ich aber kenne nur meine Pflicht: Valery hat gemordet, also muß er sterben, das Evangelium und die menschliche Gesellschaft wollen es so. Nicht wahr, dies hat Ihr Gewissen Ihnen gesagt?"

„Sie irren sich.

„Was hat es Ihnen sonst gesagt?"

„Es hat mir gesagt: Als Valery das Geständniß seiner Verbrechen ablegte und mich ermächtigte, es bekannt zu machen, glaubte er schon in der Gewalt des Todes zu sein; sonst würde er es mir nicht anvertraut haben. Da nun der Tod nicht eingetreten, da also die Ursache des Bekenntnisses aufgehoben worden, so fragt es sich, ob mit der Ursache zugleich die Wirkung aufgehoben ist. Da Gott ein Wunder an ihm gethan hat, so wollte er ihm ein Mittel zu leben gestatten, und dieses Mittel ist die Reue. Wenn Valery aufrichtig bereut, wenn er mit seinem vergangenen Leben gebrochen hat und auf den Weg des Guten zurückkehren will, so werde ich schweigen. Hat

er dagegen ein neues Verbrechen begangen und ich sehe, daß das Böse zu tiefe Wurzeln in ihm geschlagen hat, dann werde ich thun, was ich thun sollte, wenn sein Tod wirklich erfolgt wäre, und ich werde die menschliche Gerechtigkeit der göttlichen zu Hilfe kommen lassen."

„Und jetzt? ..."

„Jetzt wiederhole ich Ihnen das Nämliche."

„Wenn ich also ein neues Verbrechen begangen hätte und im Begriff wäre, noch eins zu begehen, so würden Sie mich anzeigen?"

„Ja, dann würde ich die doppelte Verpflichtung haben, das Böse der Vergangenheit zu sühnen und es für die Zukunft zu verhindern. Ich frage Sie daher noch einmal, fühlen Sie die Kraft in sich, gegen sich selbst zu kämpfen und Alles aufzubieten, um zum Guten zurück zu kehren?"

„Das Gute ist ein leeres Wort," versetzte Valery in spöttischem und drohendem Tone; „Sie haben dies eben selbst mit Bedauern zugestanden."

Felician antwortete hierauf mit einem Blicke, in welchem sich die ganze Kraft und Ueberzeugung seiner Seele aussprach.

„Eine Aufrichtigkeit ist der andern werth," fuhr Valery fort. „Nein, ich bereue meine Vergangenheit nicht, ich will meinen Lebenslauf nicht ändern, und dennoch werden Sie schweigen und mich ungestört meine Leidenschaften befriedigen lassen. O, ich habe für Alles

gesorgt, als ich mich gerettet und auf dem Wege nach Frankreich sah, und da ich mir weder eine neue Heimath wählen, noch mich verstellen wollte, um das Stillschweigen von Ihnen zu erlangen, das Sie mir vielleicht verweigert haben würden, da ich endlich frei über mein Vermögen und über meine Zukunft verfügen wollte, so nahm ich mir vor, Sie in die Unmöglichkeit zu versetzen, mein Bekenntniß zu veröffentlichen und Sie, den Mann des Guten, zum gezwungenen Theilnehmer an meiner zukünftigen Existenz zu machen, welcher Art sie auch sein mag. Ich habe den Namen eines Grafen von La Marche angenommen, habe eine in der Nähe Ihres Hauses gelegene Besitzung gekauft, bin in die Messe gegangen, wenn Ihre Schwester sie besuchte und habe mir ihre Liebe zu erwerben gewußt. Hat sie nicht gesagt, daß es ihr Tod wäre, wenn sie nicht meine Gattin würde?“

„Dies hat sie mir in der That gesagt,“ antwortete Felician in gelassenem Tone; „aber meine Schwester ist jung und sie wird Sie vergessen.“

„Sie wird mich nicht vergessen, denn es giebt Dinge, die man nicht vergißt und ich habe Ihnen noch nicht Alles gesagt. Ich habe mir die Liebe Ihrer Schwester zu erwerben gewußt und sie hat sich mir hingegeben.“

Bei diesen Worten überzogen sich Felicians Wangen mit einer Todtenblässe und er entgegnete mit fester Stimme:

„Sie lügen, mein Herr!“

„Sie glauben, ich lüge?“ rief Valery; „nun, so lesen Sie.“

Zu gleicher Zeit legte er Felician sämmtliche Briefe von Blanka vor.

Felician faltete den ersten besten aus einander und las ihn.

Eine einzige große Thräne fiel auf das in seinen Händen befindliche Papier, das er schweigend wieder zusammenbrach.

Dann gab er Valery das Packet Briefe mit den Worten zurück:

„Ich bitte Sie um Entschuldigung, daß ich gesagt habe, Sie lügen, ich nehme dieses Wort zurück. Mein Gott! verleihe mir Kraft!“ flehte er leise.

„Verlassen Sie diese Gegend,“ setzte er leise hinzu, „entfernen Sie sich so weit als möglich von dem Arme der Gerechtigkeit und suchen Sie der Reue Eingang in Ihr Herz zu verschaffen.“

„Nein, ich werde mich nicht entfernen.“

„Dann werden Sie ohne allen Zweifel verhaftet, in's Gefängniß geworfen und zum Tode verurtheilt.“

„Nein, denn da ich zuvor in öffentlicher Gerichtssitzung die Briefe Ihrer Schwester vorlesen und sagen werde, daß Sie nicht die menschliche Gesellschaft, sondern nur sich selbst persönlich rächen wollen, so daß Ihr Name für alle Zeiten entehrt wäre, so werden Sie schweigen, als hätte ich bereut und mich gebessert. Sie sehen,

daß auch diesmal wieder das Böse über das Gute siegt."

„Sie irren sich, ich werde meinem Gewissen folgen. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Sie anzeigen würde, falls Sie ein neues Verbrechen begangen hätten; dies haben Sie gethan und daher werde ich sprechen. Gott will, daß meine Schwester als Opfer falle, der Wille Gottes geschehe!"

„Dann wird Ihre Schwester vor Scham und Ihre Mutter vor Kummer sterben, denn Blanka ist die erklärte Maitresse eines Mörders gewesen."

„Meine Schwester wird entehrt sein, aber Gottes Wille ist geschehen und ich glaube, daß auf der Erde noch Reue und im Himmel noch Gnade genug sein wird, um einem verirrten Mädchen die Ruhe wieder zu geben."

„Hören Sie mich an. Wir sind hier allein, Niemand kann uns hören und kein Mensch wird je erfahren, was zwischen uns vorgegangen ist, denn weder Sie noch ich haben ein Interesse, davon zu sprechen. Glauben Sie mir, es ist das Beste, Sie bringen Ihre übertriebenen Grundsätze dem Glücke Ihrer Schwester, der Ruhe Ihrer Familie und der Ehre Ihres Namens zum Opfer. Machen wir einen Tausch: Geben Sie mir meine Erklärung zurück, ich gebe Ihnen die Briefe und die Sache ist abgethan."

„Nein, mein Herr, Ihre Mittel und Versuchungen können mich nicht wankend machen. Von dem Tage

an, wo man sich dem Himmel weiht, trägt man eine unversiegbare Quelle von Kraft, Geduld und Demuth in seinem Innern. Es gefällt dem Herrn, mich heute durch den größten Schmerz zu prüfen, der mir bereitet werden kann; sein Wille soll erfüllt werden.“

„Was ich indeß einmal beschlossen habe, muß geschehen,“ versetzte Valery mit unterdrückter Wuth.

„Und was haben Sie beschlossen?“

„Ich habe beschlossen, daß ich Sie zwingen werde zu schweigen und daß ich nicht Ihre Schwester, sondern ein anderes Mädchen heirathen werde.“

„Sie haben ein Mittel, um dies zu erreichen, indem Sie mich ermorden, wie Sie den Pfarrer von Lafou ermordet haben und dann Ihre Erklärung aus dem Secretair dort nehmen, in welchem sie sich befindet.“

„Und wer sagt Ihnen, daß ich dies nicht thue?“ erwiderte Valery leiser, indem er näher zu Felician trat, der nicht von der Stelle ging. „Sie kennen mich also noch nicht vollkommen? Sie wissen noch nicht, wer ich bin und daß ich, um das mir vorgesteckte Ziel zu erreichen, alle Hindernisse, die sich mir entgegenstellen, zu beseitigen verstehe, selbst die, welche Gott mir in den Weg legt? Sie wissen also nicht, Unglücklicher, daß jenes Papier die einzige Schranke ist, die noch zwischen mir und der glänzendsten Zukunft steht, welche ein Mensch träumen kann, daß ich, der gewesene Bettler, jetzt nahe daran bin, das höchste Ziel des Ehrgeizes, alle Würden und Ehren

dieser Welt zu erreichen, daß mein ungewöhnlicher Verstand, das Werk meines Willens, mich, wenn es mir gefällt, binnen einem Jahre zu einem der vornehmsten und angesehensten Männer in Frankreich machen kann, und Sie glauben, daß ich Anstand nehmen werde, ein so unbedeutendes Hinderniß, wie Sie, aus dem Wege zu räumen? Sie glauben, daß, wenn ich schon die Ehre der Schwester gemordet habe, um meinen Zweck zu erreichen, und dieses Mittel mir fehlgeschlagen ist, mir die Ermordung des Bruders, als das letzte noch übrige Mittel, schwer fallen wird? Sie sind im Irrthum, mein Herr, Sie müssen sterben!"

Bei diesen Worten ging Valery an die Thür, verschloß sie sorgfältig und trat dann an das Fenster, um dies ebenfalls zu schließen. Aber hier sah er eine Menge Menschen auf der hellerleuchteten Straße versammelt — denn Felicians Ordination war ein Fest für das ganze Dorf — und es blieb ihm also zur Flucht weder die Dunkelheit, noch Einsamkeit, diese beiden unentbehrlichen Gehilfen der Mörder.

„Wenn er einen einzigen Schrei ausstößt," dachte er, „so ist in einem Augenblicke das Haus umzingelt und ich werde festgenommen."

Valery wandte sich um und blickte Felician an, als wollte er aus dessen Haltung seinen Entschluß bemessen.

Felician lag auf den Knieen und betete.

Valery betrachtete ihn einige Secunden, ging dann

auf die Thür zu, öffnete sie und entfernte sich mit den Worten:

„Nein, nicht diesen Abend und auch nicht hier.“

Beim Geräusch der zugeworfenen Thür blickte Pascal auf und als er sich allein sah, sprach er mit dankbar zum Himmel erhobenen Händen:

„Mein Gott, Du hast mich zwischen mein Gewissen und meine Ehre, zwischen meine Pflicht gegen Dich und die Liebe zu meiner unglücklichen Schwester gestellt; ich danke Dir, mein Gott, daß Du mir die Kraft verliehen hast, den Eid, den ich Dir geleistet, zu halten und Deiner Verehrung alle irdischen Leidenschaften aufzuopfern!“

Und er fiel von Neuem auf die Kniee und fuhr in seinem Gebete fort.

In diesem Augenblicke wurde die Thür leise ein wenig geöffnet und ein Mann betrachtete ihn einige Secunden mit rührender Bewunderung.

Dieser Mann, der bleich war wie ein Gespenst und der alles Vorgegangene im Nebenzimmer mit angehört hatte, war Robert.

Er schloß die Thür wieder, ohne den jungen Priester in seiner Andacht zu stören, ging auf die Straße hinunter und folgte dem sich entfernenden Grafen, indem er vor sich hin sagte:

„Jetzt hast Du es mit mir zu thun!“

Neuntes Kapitel.

Die physische Kraft.

Felician war vernichtet. So fromm eine Seele auch sein mag, dergleichen Schläge müssen sie zu Boden drücken. Der Kampf, den er gegen Valery bestanden, war nichts gegen den, welchen er gegen sich selbst bestanden hatte und aus dem er siegreich hervorgegangen war. Felician war jung, er liebte Blanka mehr als sein Leben, seine Ehre mehr als Blanka, aber mehr als Alles liebte er Gott, und Gott legt Denen, die ihn lieben, schwere Pflichten auf. Einen Augenblick hatte sich seine Jugend, wie ein feuriges Pferd sich unter dem Sporn des Reiters bäumt, gegen die fürchterliche Herausforderung des ruchlosen Frevlers empört; einen Augenblick hatte die menschliche Natur ihren Willen gegen die Pflicht des Priesters geltend machen wollen. Felician hatte gefühlt, wie das stürmische Blut des Zornes durch seine Adern

rollte; er hatte die Augen geschlossen unter der brennenden Wolke, die, ohne daß wir uns dessen bewußt sind, unserm Herzen den Racheburst und unsrer Hand eine Waffe giebt; aber bald hatte die christliche Ergebung sich aus dem Grunde seines Herzens bis zur Höhe seiner kochenden Leidenschaft erhoben und sie überfluthet wie ein klarer Strom, welcher steigt und in seinem durchsichtigen Wasser die kahlen und mephitischen Klippen verbirgt, die er einen Augenblick unbedeckt gelassen hatte. Die Seele des gottesfürchtigen jungen Mannes hatte dann nur eine ruhige und heitere Fläche dargeboten, die nicht von dem unreinen Grunde getrübt wurde, sondern in der sich das klare Blau des Himmels spiegelte.

Es war demnach einer der gräßlichen Siege, welche den Sieger tödten können; aber ist es nicht etwas Herrliches und Erhabenes, diese Religion der Demuth, der Pflicht und der Ergebung, die Christus auf die Erde gebracht und welche der Seele die großen und hehren Siege offenbart hat, welche sie seit Jesu Christo über sich selbst zu erringen vermag? Ist der Mensch nicht wirklich ein Glied der Gottheit, der sich so hoch über sich selbst erheben kann, daß er, während er an Wunden und Schlägen leidet und selbst stirbt, wie der göttliche Erlöser, mit seinem Blute auch zugleich Verzeihung giebt? Muß sie nicht endlich die Universalreligion werden, diese wundervolle Lehre, welche den Körper zum ewigen Sklaven der Seele gemacht hat?

Als Pascal sein Gebet beendigt hatte, setzte er sich nieder und überließ sich noch einmal seinen Betrachtungen.

„So ist denn Blanka entehrt," sagte er zu sich selbst, „so ist denn unser Name geschändet und meine Zukunft schon am ersten Tage vernichtet. Wird mir Gott Kraft und Zeit genug geben, um dieses ganze Gebäude von Glück und Reinheit von Neuem aufzuführen? Ich hoffe es; für jetzt habe ich gethan, was ich thun mußte und habe mir keinen Vorwurf zu machen; ich darf gerade auf meinem Wege fortwandeln. Noch diese Nacht reise ich nach Nimes und erfülle meine Sendung, als wäre nichts geschehen. Aber zuvor muß ich mich fest überzeugen, daß ich nicht aus Rache so handle und daß nichts mich selbst Betreffendes meinen Entschluß bestimmt hat, der menschlichen Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen, wenn dieser große Verbrecher noch im Bösen beharren sollte."

Pascal überlegte einen Augenblick und nach reiflicher Prüfung seines Innern fuhr er fort:

„Nein, es ist weder Haß, noch Zorn, noch Rachsucht in mir. Wenn morgen dieser Mann zum Tode verurtheilt würde und ich ihm bis zum letzten Augenblicke geistlichen Beistand leisten müßte, so fühle ich, daß ich ihn ermahnen würde, als wäre er mir gänzlich fremd und als hätte er nicht jedes irdische Band meines Lebens zerrissen. Dies ist noch nicht genug. Als ich

gestern erfuhr, daß er noch am Leben ist, sagte ich zu mir, die menschliche Gesellschaft würde mehr durch seine Reue und Besserung als durch seinen Tod gewinnen, er darf also nicht sterben. Das Schaffot ist eine gezwungene Reue und Gott läßt sich dadurch nicht täuschen. Ich werde meine Anzeige nur gegen das formelle Versprechen machen, daß ihm das Leben geschenkt und ihm zu seiner Besserung die Zeit gelassen wird, welche die Natur ihm vergönnen will, denn es ist unmöglich, daß ein so großer Verbrecher nicht einst zur Erkenntniß kommt. Die Todesstrafe ist entweder zu hart oder zu milde. Die größte Strafe, die einem Verbrecher auferlegt werden und die allein ihn zur Besserung führen kann, ist die Erinnerung, und diese vermag nur das Leben zu bieten. Valery soll leben, denn bei meiner Seele und meinem Gewissen, der Priester darf die Todesstrafe nicht anerkennen. Und nun noch einmal habe Dank, mein Gott, daß Du das letzte Verbrechen dieses Mannes hast auf mich fallen lassen, das heißt auf ein Wesen, das unfähig ist, einen Augenblick an Dir zu zweifeln."

Felician rief seine Haushälterin, eine brave Frau, die seit zwanzig Jahren in der Pfarrwohnung war, die ihn hatte zur Welt kommen sehen und daher auch ihm die Wirthschaft führen wollte.

„Ich bitte Dich, meine gute Margarethe," sagte er zu ihr, „mir sogleich das Kabriolet zu bestellen, in dem ich nach Niort gefahren bin, so wie ein Postpferd

und einen Postillon. Ich muß auf einige Tage verreisen.“

„Es soll geschehen, Herr Pfarrer,“ erwiderte Margarethe.

„Umarme mich,“ setzte Felician hinzu, indem er sie in seine Arme schloß, während die Thränen aus seinen Augen quollen; „ich fühle das Bedürfniß, ein rechtschaffenes Herz an meine Brust zu drücken.“

„Was fehlt Ihnen denn, Herr Pfarrer?“

„Nichts, Margarethe, nichts. Vergiß nicht, den Wagen zu bestellen.“

„Tragen Sie keine Sorge.“

Felician nahm seinen Hut und entfernte sich, um zu seiner Schwester zu gehen.

Als er auf die Straße trat, wurde er von den versammelten Dorfbewohnern mit neuen Lebehochrufen empfangen.

„Ich danke Euch herzlich, Ihr Lieben,“ sagte er gerührt zu ihnen, „sei't versichert, daß ich für Euch beten und daß Gott Euch segnen wird.“

Alle diese braven Leute, die gewiß keine Ahnung davon hatten, welcher tiefe Kummer dem jungen Priester das Herz zerriß, begleiteten ihn bis zur Thür seines mütterlichen Hauses und gaben ihm so einen öffentlichen und einhelligen Beweis ihrer Achtung und Verehrung.

Als Felician das Gartenthor hinter sich schloß, ertönte noch einmal der Ruf: „Es lebe der Herr Pfarrer!“

dann entfernten sich die Leute nach und nach und bald sank das ganze Dorf wieder in das gewohnte Stillschweigen.

Es war, als hätte Gott dem jungen Manne diese rührenden und herzlichen Zeichen der Theilnahme gesendet, um ihn schon für die überstandene Prüfung zu belohnen und ihn für den Kampf zu stärken, den er noch zu bestehen hatte.

Felician fand Blanka neben ihrer Mutter sitzend, den Blick auf die Thür geheftet und bei dem leisesten Geräusche erbebend.

Lächelnd trat er ein, umarmte seine Mutter und sagte zu Blanka, indem er ihre Hand ergriff:

„Komm mit mir, Blanka, ich muß mit Dir sprechen.“

Sie konnte die Augen nicht von denen ihres Bruders abwenden, als wollte sie schon im Voraus ihr Schicksal in denselben lesen.

Er führte sie in ein Nebenzimmer und als er sich neben sie gesetzt hatte, umarmte er sie, ohne ein Wort zu sprechen.

Dieser Kuß gab dem armen Kinde einigen Muth.

„Ist Herr von La Marche bei Dir gewesen?“ fragte sie ihn.

„Ja,“ antwortete Felician, „und er hat mir Alles gesagt.“

„Alles?“ rief Blanka.

„Alles.“

„Und Du hast mir vergeben, lieber Bruder?“ fuhr sie fort, indem sie ihm zu Füßen sank und ihren Kopf in seinem Schooße verbarg.

„Mit welchem Rechte könnte ich Dir nicht vergeben?“

„Der Graf hat Dich um meine Hand gebeten?“

„Ja.“

„Und Du hast sie ihm zugesagt?“

„Nein.“

„Nicht?“ versetzte Blanka mit Erstaunen.

„Dieser Mann liebt Dich nicht und er ist Deiner nicht würdig, mein Kind.“

„O, ich danke Dir, mein Bruder!“ rief Blanka, indem sie sich an Felicians Brust warf.

„Was willst Du damit sagen?“

„Ich will damit sagen, daß ich ihn eben so wenig liebe, daß ein entsetzliches Verhängniß mich seiner Gewalt unterworfen hat und daß ich die Verbindung mit ihm nur geschlossen hätte, um die Ehre unsers Namens zu retten, daß sie aber eine ewige Strafe für mich gewesen sein würde. Wie gütig ist Gott, daß er mir gestattet, den begangenen Fehltritt auf andre Art zu büßen! Nicht wahr, lieber Bruder, kein Fehler ist so groß, daß er nicht durch Reue gesühnt werden könnte? Ich will in ein Kloster gehen und Tag und Nacht beten, will mein Herz ganz dem Himmel weihen, nur nicht die

Gattin dieses Mannes werden. Kein Mensch wird den Grund dieses Schrittes erfahren und meine Seele wird Hand in Hand mit der Deinigen den Weg des Herrn wandeln."

Tief betrübt hörte Felician seine Schwester an und als er ihr antworten wollte, brachen seine Thränen hervor und seine edlen Züge bedeckten sich mit einem erquickenden Thau.

„Um des Himmels willen, was fehlt Dir, lieber Bruder?" rief Blanka. „O, ich bitte, weine nicht!"

„Höre mich an, meine innig geliebte Blanka," entgegnete Felician, indem er seine Augen trocknete und die Stirn seiner Schwester mit Küssen bedeckte; „Du weißt daß ich Dich liebe, Du weißt, daß ich mein Leben, als es mir noch gehörte, gern für Dich gelassen haben würde, Du weißt, daß mein Herz nur ein Unglück in Deinem Fehltritte erblickt und daß kein Gedanke an einen Vorwurf in mir aufsteigt, und dennoch, armes Kind, wird Deine Strafe von meiner Hand und aus meinem Munde kommen, der in diesem Augenblicke nur von Vergebung spricht; ich bin es endlich, der Deine Entehrung, die ich gern vor Aller Augen verborgen hätte, der Oeffentlichkeit Preis geben muß."

„Was meinst Du damit, lieber Bruder?"

„Jener Mann, der eben bei mir war, hat, ehe er Dich kennen lernte, ein Verbrechen begangen und Gott hat befohlen, daß ich der Entdecker dieses abscheulichen

Verbrechens werden soll. Dein Fehltritt ist nur eine fürchterliche Berechnung seines höllischen Geistes gewesen, denn er wollte mich durch Deine Entehrung zum Stillschweigen zwingen. Er wird gerichtet und zum Tode verurtheilt werden, dies unterliegt keinem Zweifel; aber ehe er stirbt, wird er Deine Schande offenbaren und Dein Fehltritt wird vor den Augen der ganzen Welt auf Deiner Stirn geschrieben stehen. Deshalb weine ich, deshalb bitte auch ich Dich um Verzeihung für den Schmerz, den mein Gewissen und meine Religion Dir zu bereiten mich zwingen."

„Dies wird die Mutter nicht überleben," hauchte Blanka, die leichenblaß wurde und kaum im Stande war, sich aufrecht zu erhalten, „und es wird auch mein Tod sein; aber da es Deine Pflicht ist, lieber Bruder, so thue es; da Gott es befiehlt, so gehorche; Gottes Wille geht dem unsrigen vor."

Felician zog sie an seine Brust und die beiden Geschwister hielten sich einige Augenblicke schweigend umarmt, während ihre Thränen in einander flossen.

„Endlich darf ich ungehindert weinen," sagte Pascal, „denn vor einer Schwester braucht sich der Mann seiner Schwäche nicht zu schämen und mein Herz ist übervoll. Ach, wir waren so glücklich und ich hatte so schöne Pläne für Dich entworfen!"

„O, sprich nicht so, Felician, Du zerreißest mir das Herz!"

„Du hast Recht. So höre denn, was wir thun wollen. Diese Nacht reise ich ab, Du bleibst bis zu meiner Zurückkunft bei meiner Mutter und dann gehst Du in ein Kloster. Da Dein Fehler vor die Oeffentlichkeit kommt, so muß auch die Sühne dafür öffentlich stattfinden, und diese Sühne bist Du nicht Gott, sondern auch den Menschen schuldig, sonst würde ich zu Dir sagen: nicht die Mauern eines Klosters sind es, die dem Herrn gefallen, sondern die Gedanken, die man mit hinein bringt, und diese Gedanken kann man eben so gut im Hause bei seiner Mutter als im verborgensten Winkel der Erde hegen. Wir haben einem braven Manne, den Du ohne Deinen Willen gekränkt hast, denn unser Haus ist eine Stätte des Unglücks, wir haben Robert versprochen, seine Schwester Susanne zu uns zu nehmen. Dieses Versprechen müssen wir halten, Blanka, denn Robert darf von dem Vorgefallenen nichts erfahren und muß ebenfalls diese Gegend verlassen. Die Mutter und Susanne aber bleiben bei mir.“

„Ach ja, Felician!“ schluchzte Blanka, „Du hast Recht, wenn Du sagst, daß unser Haus dem Unglück geweiht ist, und doch weißt Du noch nicht Alles.“

„Was weiß ich denn noch nicht, mein Kind?“

„Ich liebe Robert und er ist von Allem unterrichtet, ausgenommen vielleicht davon nicht, daß ich ihn liebe.“

„Mein Gott! mein Gott!“ rief Felician, indem

er kraftlos auf seinen Stuhl zurücksank, „das ist mehr als ich ertragen kann!“

Blanka weinte an seiner Seite und flüsterte leise vor sich hin:

„Wie werde ich aus dieser entsetzlichen Lage zwischen meiner Buße und meiner Liebe zu Robert kommen?“

Felician war einer Ohnmacht nahe und bedurfte der frischen Luft. Schwankend erhob er sich, ohne ein Wort zu sprechen, und nachdem er seine Schwester noch einmal umarmt hatte, verließ er das mütterliche Haus und kehrte in seine Wohnung zurück, wo er auf die Kniee fiel und betete. —

Jetzt zwei Fragen. Glaubet Ihr, daß die Körperkraft dem Menschen verliehen worden ist, wie dem Thiere, ohne Grund und ohne Zweck?

Ich glaube es nicht.

Glaubet Ihr, daß Gott gewissen rechtschaffenen und ehrenwerthen Leuten das Recht gegeben hat, sich ohne Beihilfe des Gesetzes zu Werkzeugen seiner Gerechtigkeit aufzuwerfen, wenn sie in ausnahmsweise Fälle kommen, welche für die ganze menschliche Gesellschaft so gefährlich und verderblich sind, wie wir es bei Valery gesehen haben?

Ich glaube es fest.

Es war völlig dunkel geworden. Robert ging ohngefähr dreißig Schritt hinter Valery und außer diesen

beiden Männern war kein Mensch auf der einsamen Straße zu sehen.

Valery war bleich, aufgeregt und zitternd wie das Bild der Angst.

Robert war ebenfalls bleich, aber ruhig und finster wie eine Statue der Nothwendigkeit.

Plötzlich verschwand Valery in einem Seitengäßchen, aus dem eine schmale und holprige Treppe zwischen zwei Mauern in's Thal hinabführte.

Robert ging schneller und bog in das nämliche Gäßchen ein. Er war jetzt nur noch zehn Schritt von Valery entfernt.

Als dieser ohngefähr auf der Mitte der Treppe war, die er langsam und wie in Gedanken versunken hinunterstieg, schlug ihn Robert sanft auf die Schulter.

Valery fuhr erschreckt zusammen und wendete sich um.

Aber die Dunkelheit war so dicht, daß er den jungen Zimmermann nicht erkannte, den er überhaupt erst zweimal gesehen hatte.

„Was wollen Sie?“ fragte Valery.

„Sie sind doch wirklich der Nämliche, den man den Grafen von La Marche nennt?“ entgegnete Robert in ruhigem und ernstem Tone.

„Ja; warum?“

„Weil ich Ihnen sagen will, was Sie eben zu

Herrn Felician Pascal gesagt haben: Beten Sie, denn Sie müssen sterben."

„Und wer wird mich umbringen, wenn ich fragen darf?" versetzte Valery höhnisch.

„Ich."

Zu gleicher Zeit zog Robert seine Jacke aus, warf sie von sich und streifte seine Hemdärmel empor.

„Das möchte ich wohl sehen!" rief Valery, indem er sich ebenfalls kampffertig machte; aber im nächsten Augenblicke hatte Robert seine beiden Hände ergriffen und hielt sie in seiner Linken so fest wie in einem Schraubstock.

„Ich gebe Ihnen fünf Minuten Zeit, um Ihre Sünden zu bereuen," sagte der athletische junge Mann. „Wie Sie eben zu Felician sagten, sind Sie auf Alles vorbereitet; Sie haben gegen alle Kräfte dieser Welt gekämpft, aber eine Kraft haben Sie vergessen, gegen die Ihr ungewöhnlicher Verstand, wie Sie Ihren Höllengeist zu nennen belieben, nichts vermag: es ist die Körperkraft, diese rohe Kraft, die ich besitze und die Sie aus der Welt befördern wird, ehe Sie Zeit gehabt haben, eine neue Schändlichkeit zu begehen."

„Wer sind Sie denn?" stotterte Valery.

„Ich bin die strafende Gerechtigkeit, wie Sie sehen."

„Robert!" rief der Graf, der ihn endlich erkannte.

„So ist mein Name."

„Dies Mal bin ich verloren," dachte Valery.

„Ich habe Alles mit angehört, was Sie zu Felician gesagt haben," fuhr Robert fort. „Sie haben einen Mann und eine Frau ermordet, Sie haben einen Unschuldigen an Ihrer Stelle hinrichten sehen; Sie haben ein engelreines junges Mädchen gezwungen, an der Schamhaftigkeit zu zweifeln; Sie haben einen frommen Priester zwingen wollen, an Gott zu zweifeln, und so eben noch gingen Sie mit dem Plane um, entweder den Bruder zu ermorden oder die Schwester öffentlich zu entehren. Bei meiner Seele und meinem Gewissen, Sie haben die Todesstrafe verdient, nicht die gesetzmäßige Todesstrafe, welche dem Verurtheilten Zeit und Mittel läßt, noch mehr Böses zu thun, ehe er stirbt, sondern die, welche tödtet wie der Blitz und die plötzliche Vollstreckung des göttlichen Willens ist. Bereuen Sie, was Sie gethan haben?"

„Nein," antwortete Valery mit dumpfer Stimme.

„Nun, so stirb, wie ein Hund, Elender!" sagte Robert, indem er dem Grafen den Hut vom Kopfe riß, dann seine gewaltige Faust erhob und sie wie eine Keule auf die Stirn des Schurken fallen ließ, den er mit der Linken festhielt.

Er hielt ihn noch so lange aufrecht, bis er ihm Blanka's Briefe abgenommen und sie mit den Zähnen zerrissen hatte; dann ließ er ihn los und streifte seine

Aermel wieder herab. Valery taumelte wie ein Betrunkener, seine Augen rollten glanzlos in ihren Höhlen, er stieß ein dumpfes Röcheln aus und schwankte einige Stufen hinab; dann färbten sich seine Lippen mit Blut; er drehte sich um sich selbst und stürzte wie eine leblose Masse die Treppe hinunter.

Robert zog ruhig seine Jacke wieder an, ging die Treppe hinab und beugte sich über den Grafen, der sich noch in den letzten Zuckungen des Todeskampfes wand.

Nach einer Minute hatten diese Zuckungen aufgehört. Valery war todt.

Robert warf einen Blick der Verachtung auf den Leichnam dieses Frevlers, der sich für fähig gehalten hatte, gegen Alles, selbst gegen Gott zu kämpfen und den ein einziger Faustschlag zur Leiche gemacht.

Hierauf kehrte er zurück in's Dorf, begab sich zu dem Maire und sagte zu ihm:

„Lassen Sie mich festnehmen, Herr Maire, ich habe so eben den Herrn Grafen Friedrich von La Marche ermordet.“

Und zu sich selbst sprach er:

„Sie werden mich vielleicht zum Tode verurtheilen, aber ich habe wenigstens die Ehre Blanka's und Felicians gerettet.“

Zehntes Kapitel.

Der Adel legt Verpflichtungen auf.

Felician war inzwischen abgereis't und fuhr, in schmerzliches Nachsinnen versunken, auf der Straße nach Nimes dahin. Wie wenig glich diese Reise der, welche er vor drei Wochen gemacht, obgleich er diese unter den unglücklichen Vorzeichen der Gefahr, in der seine Mutter, seine Schwester und er selbst geschwebt, angetreten hatte!

Am vierten Tage erreichte er Nimes und begab sich sogleich zu dem königlichen Prokurator.

„Vor acht Jahren wurden der Pfarrer von Lafou und seine Haushälterin ermordet, nicht so?“ fragte er ihn.

„Ja, mein Herr.“

„Und ein junger Maun, Namens Jean Raynal, wurde als dieses Doppelmords überführt hingerichtet?“

„Allerdings,“ erwiderte der Prokurator, der noch der nämliche war, welcher Jean hatte verhaften lassen,

und dessen Erstaunen bewies, daß er die Wahrheit zu ahnen begann.

„Wohlan, mein Herr, Jean Raynal war unschuldig."

„O, der Unglückliche!" rief der Prokurator, indem er sein Gesicht mit beiden Händen bedeckte; „er hat es bis zu seinem letzten Augenblicke betheuert und auch niedergeschrieben. Kennen Sie den wirklichen Thäter?"

„Ja, ich besitze die von seiner eignen Hand geschriebene Erklärung, durch welche er sein Verbrechen bekennt. Aber ich bin Priester, ich versehe ein Amt des Friedens und der Vergebung; daher verlange ich, ehe ich Ihnen die Beweise einhändige, die eidliche Zusicherung von Ihnen, daß dem Verbrecher das Leben geschenkt wird."

„Ich schwöre es Ihnen, mein Bruder; aber wird Gott es mir vergeben, daß ich Jean Raynal für schuldig gehalten und dazu beigetragen habe, daß er verurtheilt und hingerichtet wurde?"

„Nur die Gerechtigkeit Gottes ist unfehlbar, jeder Andre an Ihrer Stelle würde sich ebenfalls geirrt haben."

Der Prokurator sah die Papiere durch, welche Pascal ihm einhändigte, und als er die Erklärung Valery's gelesen hatte, fragte er den jungen Priester:

„Dieser Mann ist also gestorben?"

„Nein, er lebt noch," erwiderte Felician und erzählte dem Prokurator Alles, was wir wissen, mit Ausnahme des Fehltritts seiner Schwester, den er Niemandem mittheilen durfte. Er setzte nur hinzu:

„Dieser schändliche Bube hat noch ein neues Verbrechen begangen, das aber nicht in den Bereich der menschlichen Gerechtigkeit gehört; deshalb bringe ich Ihnen diese Beweise, außerdem würde ich es auf mich genommen haben, ihm zu verzeihen."

„Worin besteht dieses neue Verbrechen?"

„Es kommt mir nicht zu, es Ihnen anzuzeigen, aber Valery wird es ohne Zweifel selbst bekennen."

„Und wo befindet sich der Verbrecher?"

„Bei meiner Abreise vor vier Tagen war er im Dorfe Moncontour, wo ich Pfarrer bin."

Der Prokurator schrieb ein Billet, das er versiegelte und einem herbeigerufenen Gerichtsdiener mit den Worten übergab:

„Bringen Sie dies sogleich dem Herrn Präfecten."

Dann sagte er zu Felician:

„Der Präfect wird augenblicklich einen Verhaftsbefehl durch den Telegraphen nach Moncontour gelangen lassen, und wir werden schon diesen Abend erfahren, ob der Verbrecher sich noch dort befindet. Ist dies der Fall, so ist er bereits festgenommen, wenn wir die Antwort erhalten. Jetzt, mein Bruder, will ich zuerst das Protokoll aufnehmen."

Der Prokurator legte Felician alle Fragen vor, die er für nöthig erachtete, um das Gericht aufzuklären und die Ehre Jean Raynals wiederherzustellen; denn Felician hatte ihm gesagt, daß er sich nicht lange in Nimes

aufhalten könne. Als das Protokoll aufgesetzt war, mußte er es mit seiner Namensunterschrift bestätigen.

Um sechs Uhr traf die telegraphische Antwort ein.

Sie lautete folgendermaßen:

„Der Graf Friedrich von La Marche ist vor vier Tagen von einem Zimmermann, Namens Robert, ermordet worden, der sich alsbald von freien Stücken vor Gericht gestellt hat."

„Der Verbrecher ist todt," sagte der königliche Prokurator, indem er Felician die Depesche überreichte.

„O, mein Gott!" rief dieser, als er sie gelesen hatte, „also noch ein neues Unglück! Ach, wenn nur mein armer Robert nicht verurtheilt wird! Entschuldigen Sie, Herr Prokurator, aber ich muß auf der Stelle zurückreisen."

Felician nahm Abschied von dem Prokurator und eine Stunde später war er wieder nach Moncontour unterwegs.

Man kann sich denken, welches Aufsehen Felician's Anzeige in Nimes machte, wo der gräßliche Vorfall, den wir als Prolog zu unserer Geschichte mitgetheilt haben, noch nicht vergessen war. Es wurden Nachforschungen angestellt, um die Eltern Jean Raynals ausfindig zu machen; aber es ergab sich, daß Beide gestorben waren. Der damalige Doppelmord machte von Neuem die Runde durch alle Journale und man kündigte zugleich an, daß der wirkliche Urheber des Verbrechens ermordet worden

sei, daß ein neuer Prozeß stattfinden werde und daß also dieses gräßliche Drama noch nicht zu Ende sei.

Während dieser Zeit hatten der Marquis von Thonnerins und Leonie Paris verlassen und sich auf ihre Besitzung in der Dauphiné begeben; hier aber blieben Vater und Tochter, so viel, als die Convenienz es gestattete, von einander getrennt, das heißt, Leonie hütete fast beständig ihr Zimmer, unter dem Vorgeben, sich mit Musik oder Malerei zu beschäftigen, und der Marquis hielt sich in dem seinigen auf.

Herr von Thonnerins war binnen einem Monate um zehn Jahre gealtert und es war leicht zu sehen, daß ein tiefer Kummer am Herzen des stolzen Edelmanns nagte.

Leonie lebte, wie sie immer gelebt hatte.

Jeden Morgen stieg sie zu Pferde und machte in Begleitung zweier Bedienten einen angestrengten Spazierritt in dem zum Schlosse gehörigen Walde, von dem sie gewöhnlich athemlos und erhitzt zurückkehrte. Suchte sie in diesem tollen Rennen nur das Vergnügen, auf einem feurigen Pferde wie der Wind dahin zu jagen und gegen Gefahren zu kämpfen?

Der Marquis lud in diesem Jahre seine Gutsnachbarn nur selten ein und das frühere geräuschvolle Leben und Treiben war daher fast gänzlich aus dem Schlosse verschwunden.

Ueberdies wollte Herr von Thonnerins nach der Ver-

mählung seiner Tochter seinen bleibenden Wohnsitz hier aufschlagen, indem diese den Grafen von La Marche auf den Gesandtschaftsposten begleiten sollte, den ihr Vater im Voraus, und ohne ihn zu nennen, für seinen zukünftigen Schwiegersohn erlangt hatte.

So standen die Sachen, als ein Brief von Friedrich ankam, worin er seine bevorstehende Zurückkunft meldete.

Die Spazierritte nahmen ihren ungestörten Fortgang.

Inzwischen fand der Besuch des Grafen bei Felician statt. Das Resultat desselben kennen wir bereits.

Der Zeitpunkt, zu welchem Friedrich in der Dauphiné hatte eintreffen wollen, war schon vorüber, als der Marquis eines Abends in den Zeitungen, die ihm allwöchentlich aus Paris zugeschickt wurden, die Geschichte von der Erklärung Valery's und der Ermordung des Grafen von La Marche las.

Er erschrak heftig über diese Anzeige, nahm das Zeitungsblatt und begab sich damit nach dem Zimmer seiner Tochter, um ihr den Artikel lesen zu lassen.

Leonie nahm das Journal und las die Nachricht, ohne eine Miene zu verziehen.

„Es ist gut, lieber Vater," sagte sie, als sie zu Ende war.

Ohne weiter ein Wort aus ihr herausgebracht zu haben, schloß sich der alte Marquis finster und stumm wie die Verzweiflung in sein Zimmer ein.

Sobald Leonie sich wieder allein befand, nahm sie einen Bogen Papier und schrieb Folgendes:

„Vor ungefähr einem Monat auf einem Balle, den mein Vater gab, sprach ein Mann hinter mir Deinen Namen aus und gab mir zu verstehen, daß ihm unser Verhältniß bekannt war. Dieser Mann wäre fähig gewesen, unser Geheimniß der Oeffentlichkeit preiszugeben, wenn ich mich nicht den Bedingungen unterwarf, die er mir vorzuschreiben für gut finden würde. Sein Stillschweigen mußte daher erkauft werden und ich fragte ihn, welchen Preis er dafür fordere. Er verlangte meine Hand. Noch an dem nämlichen Abende gestand ich meinem Vater Alles und am folgenden Tage wurde ich diesem Manne zugesagt, der einen Titel führte und den sein Vermögen berechtigte, auf eine Verbindung mit mir Anspruch zu machen. Wenn mein Fehler nicht mit der Zeit durch einen lebenden Beweis hätte an den Tag kommen müssen, so würde ich noch nicht in die Verbindung mit ihm gewilligt haben; aber ich hatte nur die Wahl zwischen dieser Heirath, der Entehrung und dem Tode. Ich war jung, ich war schön, und ich konnte nicht Deine Gattin werden, ohne der vornehmen Welt, in der ich geboren und erzogen bin, ein Aergerniß zu geben; aber ich hatte weder den Muth, zu sterben, noch die Kraft, die Schande zu ertragen. Diese Verbindung war mein Unglück, aber sie war ein Schleier für meinen Fehltritt und rettete die Ehre unsres Hauses.

„Du hast mich geliebt und liebst mich noch. Unsere Herzen haben sich über die Entfernung hinweggesetzt, welche zwischen unserem beiderseitigen Stande lag. Ich habe Dich ebenfalls geliebt und ich liebe Dich noch.

„Diesen Abend habe ich erfahren, daß jener Mann, dessen Name mich retten sollte, ermordet worden ist, und bald wird es mir nicht mehr möglich sein, die entsetzliche Wahrheit zu verbergen.

„Ich habe ein gefährliches Spiel gespielt und habe verloren; es bleibt mir also Nichts übrig, als zu bezahlen. Spielschulden müssen binnen vierundzwanzig Stunden bezahlt werden: morgen um diese Zeit werde ich dieser Welt Nichts mehr schulden.

„Eine Liebe wie die unsrige kostet gewöhnlich einem von beiden Theilen das Leben, und ich bin es, die Gott dazu auserwählt hat. Desto besser, unser Geheimniß wird mit mir zu Grabe gehen, denn Du bist ein Mann von Ehre und wirst es nicht verrathen.

„Mein Vater wird thun, was ich thue: er wird sterben.

„Verbrenne indessen alle meine Briefe, man weiß nicht, was geschehen kann. Ich muß rein in der Gruft meiner Ahnen schlafen.

„Es ist nicht anders, der Adel legt Verpflichtungen auf.“

Leonie unterzeichnete diesen Brief nicht; aber sie versiegelte ihn, schrieb den Namen und die Wohnung

Paolini's auf das Couvert und schellte dann ihrem Kammermädchen.

„Gieb diesen Brief einem Bedienten," sagte sie zu ihr, „er soll ihn auf der Stelle zur Post bringen."

Das Kammermädchen that, wie ihr geheißen, und zwei Stunden darauf war der Brief nach Paris unterwegs.

Leonie stand auf, trat vor den Spiegel und betrachtete sich einige Augenblicke darin.

„Schade!" sagte sie lächelnd; „ich bin schön!"

Und dies war sie in der That; sie war eine vornehme, kalte, imposante, energische Schönheit, deren Zügen der Adel und die Aristokratie den männlichen Stolz verlieh, den Muth und Kraft dem Manne geben.

Um Mitternacht ging Leonie zu Bett.

Im Laufe des Abends hatte sie einige Male vor der Thür ihres Zimmers Schritte gehört, in denen sie die ihres Vaters erkannt hatte, welcher horchen wollte, was sie that, aber es nicht wagte, bei ihr einzutreten.

Fräulein von Thonnerins lag mit einem offenen Buche in der Hand im Bett, aber ihre Augen und ihre Gedanken waren weit davon entfernt.

Sie hörte alle Stunden eine nach der andern schlagen. Ihr Vater wachte wie sie in seinem Zimmer; aber er hatte sich nicht niedergelegt, sondern blickte fast beständig durch eine Lücke des Vorhanges nach den erleuchteten Fenstern seiner Tochter.

Endlich wurde es Tag.

Leonie stand auf, legte ihr Reitkleid an und ging hinunter in den Speisesaal, um mit ihrem Vater zu frühstücken.

Der Marquis war so bleich, wie sie ihn noch nie gesehen hatte.

Das Frühstück ging vorüber wie gewöhnlich; aber als es zu Ende war, näherte sich Leonie ihrem Vater und sagte zu ihm, was sie seit dem ersten Besuche Friedrichs nie gethan hatte:

„Wollen Sie mich umarmen, lieber Vater?“

Herr von Thonnerins schloß sie in seine Arme und indem er sie küßte, sprach er mit schwacher Stimme:

„Fasse Muth, mein Kind.“

„Den habe ich, lieber Vater, tragen Sie keine Sorge,“ erwiderte Leonie, und nachdem sie sich den Armen des Marquis entrissen hatte, verlangte sie ihr Pferd.

Dies war ein prächtiges Thier, das von Jugendkraft und Feuer zitterte.

Leonie schwang sich in den Sattel und verließ mit ihren beiden Bedienten das Schloß.

Als sie einige hundert Schritt weit geritten war, setzte sie ihr Pferd in scharfen Trab, und die Bedienten, welche plaudernd hinter ihr ritten, thaten das Nämliche; bald aber ging Leonie vom Trab zum Galopp über und verschwand in einer dichten Staubwolke.

„Alle Teufel, wie sie heute jagt!“ bemerkte der eine von den Bedienten.

„Du weißt ja, daß es dem Fräulein Vergnügen macht, ihren Rappen tüchtig ausgreifen zu lassen.“

„Ja, aber in einer Allee wie diese pflegt sie es sonst nicht zu thun.“

„Was fehlt denn dieser Allee?“

„Siehst Du denn nicht, wie holprig sie weiterhin ist und daß man jeden Augenblick auf Barrièren stößt? Sieh, eben jetzt setzt das Fräulein über eine hinweg.“

„Sie wird noch den Hals brechen.“

Leonie ließ in der That eben ihr Pferd über eine Barrière setzen, die wenigstens vier Fuß hoch war.

„Eher geht die Welt unter, als daß das Fräulein mit dem Pferde Schaden nimmt; sieh nur!“

Leonie hatte in diesem Augenblicke die Barrière glücklich übersprungen und galoppirte weiter, indem sie zu sich selbst sagte:

„Es ist schwerer, als ich dachte.“

„Corinna ist aber auch ein Prachtpferd!“ meinte der eine Bediente.

„Wenn es so fort geht, werden wir sie bald aus dem Gesicht verlieren. Es scheint fast, als ginge das Pferd mit ihr durch.“

„Du bist nicht klug.“

„Es ist gar nicht anders möglich. Sieh nur, jetzt reitet sie direct auf die Schlucht zu; wenn sie den Rappen nicht anhalten kann, ist sie verloren.“

„Vorwärts, ihr nach!“

Die beiden Bedienten setzten ihren Pferden die Sporen ein, denn Leonie schwebte jetzt augenscheinlich in der größten Gefahr.

„Gnädiges Fräulein, halten Sie an! halten Sie an!“

Aber Leonie hörte Nichts mehr. Sie war am Rande der Schlucht angekommen, die einige zwanzig Fuß tief und deren Boden mit Granitblöcken bedeckt war, und mit einem lauten Schrei ließ sie ihr Pferd über das Geländer setzen.

Roß und Reiterin stürzten in die Tiefe.

Das Pferd allein stand wieder auf, um einige Schritte weiter abermals zusammen zu sinken; es hatte zwei Beine gebrochen.

Leonie aber war auf der Stelle todt geblieben.

Eine alte Frau, die in der Schlucht dürres Holz gesammelt und Alles mit angesehen hatte, erzählte den Hergang des Unglücks und die beiden Bedienten hoben den Leichnam ihrer Gebieterin auf, legten ihn auf eine Bahre von Tannenzweigen und trugen ihn nach dem Schlosse, ohne zu wissen, wie sie dem Marquis die gräßliche Nachricht mittheilen sollten.

Elftes Kapitel.

Schluß.

Einige Tage nach diesem Vorfalle las man Folgendes in den Zeitungen:

„Ein entsetzliches Unglück hat eine der vornehmsten Familien unsers Landes betroffen. Die Tochter des Marquis von Thonnerins ist auf einem Spazierritte mit ihrem durchgehenden Pferde gestürzt. Man hat sie als eine Leiche ihrem Vater gebracht, der sich von diesem Tage an in den einsamsten Flügel seines Schlosses zurückgezogen hat und Niemanden mehr vor sich lassen will. Wir theilen den großen Schmerz, den ihm dieses fürchterliche Unglück bereiten muß.“

Kein Mensch erfuhr die wahre Ursache dieses Selbstmordes.

Die Ehre der Familie Thonnerins war gerettet.

Während diese Ereignisse in der Dauphiné stattfanden, war Pascal in sein Dorf zurückgekehrt, und man

kann sich leicht denken, von welchem tiefen Schmerze er verzehrt wurde.

Es war Abend, als er im Hause seiner Mutter anlangte.

Welche traurige Veränderungen waren in dem kurzen Zeitraume von wenigen Tagen vor sich gegangen!

Der Gärtner kam ihm diesmal nicht wie bei seiner ersten Zurückkunft mit Ausrufen der Freude entgegen, sondern er öffnete ihm das Gitterthor mit betrübter Miene und indem er sagte:

„Kommen Sie rasch, Herr Pfarrer, Sie werden mit Ungeduld erwartet.“

„Was ist denn wieder geschehen?“

„Sie wissen, daß Robert wegen eines Mordes gefänglich eingezogen worden ist?“

„Ja.“

„Aber dies ist noch nicht Alles. Fräulein Blanka ist sehr krank und ich habe den Doctor Maréchal aus Melle holen müssen, denn sie sagte, dieser würde sie sorgfältiger als jeder andere Arzt behandeln, weil er Ihr Freund ist.“

Felician eilte in's Zimmer seiner Schwester, das ganz das Ansehen einer Krankenstube hatte.

Blanka lag in ihrem Bett mit weißen Vorhängen und einem fieberhaften Schlummer, der erschöpfender war als am vergangenen Tage. Madame Pascal saß in ihrem großen Lehnstuhle neben ihr, und beobachtete mit ängstlicher Fürsorge jede ihrer Bewegungen beim Scheine

einer auf dem Nachttische stehenden Lampe, vor welcher Blanka den Bettvorhang zugezogen hatte, damit das Licht sie nicht am Schlafe hinderte.

Das unglückliche Mädchen war sehr verändert, die Gemüthserschütterungen der letzten Zeit hatten ihre Kraft gebrochen und Roberts Verhaftung hatte ihr den letzten Stoß gegeben.

Diese Krankheit war jedoch ein Glück für sie. Wäre sie nicht krank geworden, hätte nicht ein physischer Schmerz den moralischen Schmerz betäubt, so würde sie den Verstand verloren haben.

Der Doctor Maréchal wohnte im Hause, das er nicht wieder hatte verlassen wollen, und arbeitete eben in seinem Zimmer.

Als Felician eintrat, erwachte Blanka von dem Geräusch und wendete sich nach ihm um.

„Es geht etwas besser,“ war das erste Wort der Mutter, während sie ihren Sohn umarmte.

Der junge Mann kniete am Lager seiner Schwester nieder und küßte ihre heiße und abgezehrte Hand.

„Ich will den Doctor rufen,“ sagte Madame Pascal.

Blanka lächelte ihren Bruder an und dankte ihm mit einem liebevollen Blicke.

„Leidest Du sehr, mein armes Kind?“ fragte sie Felician.

„Hier brennt es!“ flüsterte sie mit Anstrengung, in-

dem sie auf ihre Brust und auf ihren Kopf zeigte. „Du weißt, daß Robert eingezogen ist?“ setzte sie noch leiser hinzu.

„Ja.“

„Er hat den Grafen umgebracht.“

„Ich weiß es.“

„Robert muß gerettet werden, sonst sterbe ich.“

„Beruhige Dich, liebe Blanka, Gott ist gerecht und allgütig. Robert wird seine Freiheit wieder erhalten.“

„Bald, nicht wahr?“

„Ja, bald, verlaß Dich darauf.“

„Ich danke Dir,“ sagte Blanka und ihr Gesicht verklärte sich in einem Strahle der Hoffnung und Freude.

„Wirst Du ihn besuchen?“ fragte sie nach einigen Augenblicken.

„Wo ist er?“

„Im Gefängnisse zu Niort. Du mußt zu seinen Richtern gehen und ihnen sagen, daß ich sterbe, wenn sie ihn verurtheilen.“

„Um des Himmels willen, sprich nicht so, meine gute Blanka! glaubst Du, daß es mir nicht schon schmerzlich genug ist, Dich in diesem Zustande zu sehen?“

Blanka schwieg.

Aber bald darauf hob sie wieder an:

„Du darfst ihm aber nicht sagen, daß ich krank bin und daß ich ihn liebe, dies wäre sein Tod. Vor Gericht jedoch,“ fuhr sie nach einer Pause fort, „kannst Du Alles

sagen, damit er freigesprochen wird. Du sagst, daß ich einen Fehltritt begangen habe und wirfst alle Schuld auf mich, nicht wahr? Wenn ich wieder gesund bin, werde ich dies noch selbst thun, denn ich bin ja allein an dem ganzen Unglück schuld. Gott, wenn er sterben müßte! was sollte aus mir werden und was sollte ich der kleinen Susanne sagen, die mich alle Tage nach ihrem Bruder fragt! Was habe ich dem lieben Gott gethan, daß er mich so hart straft?"

Blanka verbarg ihren Kopf in den Kissen und heiße Thränen entströmten ihren vom Fieber gerötheten Augen.

Inzwischen kam Madame Pascal mit dem Arzte herab.

Die beiden Männer drückten sich schweigend die Hand, aber ihr Stillschweigen war beredsamer als alle Worte es hätten sein können. Es giebt Empfindungen, welche nicht ausgesprochen zu werden brauchen, um sie zu verstehen zu geben; ein Blick oder ein Händedruck sind genügend.

Madame Pascal, welche allen den fürchterlichen Ereignissen der letzten Tage beigewohnt hatte, ohne die näheren Umstände derselben zu kennen, dachte nicht über die Ursache der Krankheit ihrer Tochter nach. Sie wußte nichts, als daß Blanka krank und dem Tode nahe war.

„Geben Sie ihr ein Mittel, damit sie schläft, Herr Doctor," sagte sie zu Maréchal.

„Ja, Madame," erwiderte dieser, indem er ein

Fläschchen aus der Tasche nahm und einige Tropfen daraus in ein Glas Wasser goß, welches Blanka dann trinken mußte.

„Es ist nur eine Gemüthskrankheit,“ sagte er zu Felician, „der Körper leidet nur unter dem Einflusse eines moralischen Schmerzes. Können wir diesen Schmerz beseitigen, so wird sie bald genesen. Dies ist auch der Grund, weshalb ich sie schlafen lasse, so oft es sich thun läßt.“

Noch den nämlichen Abend reis'te Felician nach Niort und hielt sogleich um die Erlaubniß an, Robert besuchen zu dürfen, was ihm ohne Weiteres gestattet wurde.

Der Gefangene wurde mit aller nur möglichen Rücksicht behandelt und erfreute sich der Achtung und Theilnahme aller seiner Landsleute, so daß sein Gefängniß eher das Ansehen einer freiwilligen Wohnung als eines Kerkers hatte.

Die Bücher, welche er verlangt hatte, waren ihm zugestanden worden und so beschäftigte sich der junge Mann, der vollkommen ruhig war und dem sein Gewissen nicht den leisesten Vorwurf machte, seit seiner Verhaftung mit Lesen und Studiren.

Felician warf sich in seine Arme.

„Dies ist meine Freisprechung vor Gott,“ sagte Robert, seine Umarmung herzlich erwidernd.

„Du hast also diesen großen Verbrecher umgebracht, Robert?“ fragte ihn Pascal.

„Ja.“

„Warum hast Du nicht den Dingen ihren regelmäßigen Lauf gelassen?“

„Mein lieber Pascal, ich bin kein Priester und habe nicht wie Sie das Gelübde der Resignation und Demuth abgelegt. Ich habe diesen Menschen niedergestreckt wie damals den Stier, denn er war nicht mehr ein Mensch, sondern ein gefährliches wildes Thier. Da ich im Ganzen ein rechtschaffener Mann bin, so würde es der liebe Gott auch gewiß nicht zugelassen haben, wenn es etwas Unrechtes gewesen wäre. Dieser Schurke hatte schon Unglück genug über Sie und Ihre Familie gebracht. Ich war in einem Nebenzimmer und hörte Ihr ganzes Gespräch mit an. Einen Augenblick hatte ich die Idee, bei Ihnen einzutreten und den Elenden auf der Stelle zu ermorden, aber ich wollte die Strafe nicht in Ihrer Gegenwart an ihm vollstrecken, denn ich fürchtete, Sie könnten sonst als Mitwisser des Mordes angeklagt worden. So ist es besser, und Sie haben gar nichts mit der Sache gemein. Auch Fräulein Blanka steht auf diese Weise in Aller Augen makellos da, was sie übrigens für mich nie aufgehört hat zu sein, und sie braucht in Zukunft vor Niemandem zu erröthen. Was Sie selbst betrifft, mein Bruder, so sind Sie in Ihrer göttlichen Pflichterfüllung eines Hindernisses entledigt

und Sie können ungestört auf dem Wege fortwandeln, den Sie durch die engen Pforten der Vergebung und Demuth betreten haben. Sie haben die göttliche Weihe empfangen, aber was kann ich noch in der Welt nützen? nichts. Gott hat mich dazu auserwählt, die Ehre rechtschaffenen Leuten zu retten, und ich danke ihm dafür. Nur etwas hätte mich noch an die Erde fesseln können: die Liebe Blanka's; aber sie liebt mich nicht. Mag mit mir geschehen, was da will. Werde ich zum Tode oder zum Bagno verurtheilt, so verliert Susanna zwar einen Bruder, aber sie findet an Ihnen einen Vater, an Ihrer Mutter eine Mutter und an Blanka eine Schwester. Gott konnte es nicht besser fügen und ich bin in Wahrheit ein glücklicher Mensch."

Felician umarmte Robert von Neuem.

„Was hast Du zu Deiner Vertheidigung gesagt?" fragte er ihn dann.

„Nichts. Ich habe die Facta erzählt, ohne dessen, was Ihre Schwester betrifft, zu erwähnen, denn die Hauptsache ist, daß sie nicht unter der Sache leidet."

„Du mußt Deine Freiheit wieder erhalten, Robert, denn es ist jetzt nothwendiger als je, daß Du am Leben bleibst. Wann werden die Gerichtsverhandlungen eröffnet?"

„In vierzehn Tagen."

„In vierzehn Tagen also wirst Du frei sein."

„Wird die Freiheit eine Wohlthat für mich sein?"

„Wenn Du es willst, ja,“ antwortete Felician, indem er ihm die Hand drückte. „Und jetzt habe Vertrauen zu Gott; ich muß nach Moncontourt zurückkehren, am Tage der Gerichtssitzung sehen wir uns wieder.“

Felician verließ das Gefängniß und begab sich zum Staatsanwalt.

Robert mußte um jeden Preis gerettet werden.

„Mein Herr,“ sagte Felician zu dem Beamten, „ich habe Ihnen in Bezug auf die Gerichtsverhandlungen über die Ermordung des Grafen von La Marche eine Aussage oder vielmehr ein Bekenntniß abzulegen, das ich Ihnen im Interesse des Angeklagten schuldig bin.“

„Sie sind Herr Felician Pascal und vor einigen Tagen ordinirt worden?“ fragte der Staatsanwalt.

„Ja, der bin ich.“

„Ich und Jedermann kennt Sie als einen frommen Mann, und was Sie wünschen können, ist ohne Zweifel der Wille Gottes.“

„Der Graf von La Marche ist ermordet worden,“ begann Felician, indem er dem Staatsanwalt die Hand drückte, welche dieser ihm gereicht hatte.

„Ja von einem gewissen Robert.“

„Kannten Sie den Grafen?“

„Nein, aber jetzt kenne ich ihn und weiß, daß er einer der größten Verbrecher ist, die die Erde je getragen hat.“

„Wissen Sie auch, warum Robert diesen Menschen

umgebracht hat? ich will es Ihnen sagen und meine Aussage zu Protokoll geben, damit sie vor Gericht zu Gunsten des Angeklagten benutzt werden kann."

Felician erzählte nun dem Staatsanwalt Alles, was wir wissen, ohne ihm selbst den Fehltritt seiner Schwester zu verschweigen.

Der Beamte hörte Felician fast mit Bewunderung an, und als er geendigt hatte, fragte er ihn:

„Sie sind also bereit, Ihre Erklärung schriftlich abzugeben, Herr Pfarrer, und sie öffentlich zu wiederholen?"

„Ja."

„Sie interessiren Sich wohl sehr für Robert?"

„Ich bin ein Freund der Wahrheit und der Gerechtigkeit," antwortete Felician; „außerdem aber kann ich in der That nicht leugnen, daß mir das Schicksal Roberts sehr am Herzen liegt."

„Nun, so beantworten Sie mir noch eine Frage, Herr Pfarrer. Robert liebt Ihre Fräulein Schwester, wie Sie sagen?"

„Ja."

„Und sie liebt ihn ebenfalls?"

„So, daß sie seine Verurtheilung nicht überleben würde."

„Wußte Robert, daß sie ihn liebt, als er diesen Valery umbrachte?"

„Nein."

„Sind Sie dessen gewiß?“

„Ich schwöre es Ihnen.“

„Dann hat er also ganz uneigennützig gehandelt, und sich für die Ehre Ihrer Familie aufgeopfert?“

„Nicht anders.“

„Und was gedenkt er zu thun, wenn er freigesprochen wird?“

„Er will die Gegend verlassen.“

„Gut; es ist unnöthig, daß Sie Ihre Aussage zu Protokoll geben und daß noch Jemand außer mir Kenntniß davon erhält. Wenn Sie sich von hier entfernt haben, werde auch ich sie als nicht gehört betrachten. Sie haben seit acht Tagen genug Prüfungen erduldet und Gott wird Ihnen nicht länger den Lohn für Ihre Kämpfe und Siege vorenthalten. Dieser Lohn soll Ihnen werden. Gehen Sie, mein Bruder, beten Sie und hoffen Sie für die, welche Ihnen theuer sind.“

Felician kehrte nach seinem Dorfe zurück, und am folgenden Tage hielt er zum ersten Male den Gottesdienst in seiner Kirche.

Acht Tage darauf war Blanka's Besserung so weit vorgeschritten, daß sie, obgleich sie noch sehr schwach und angegriffen war, doch eine Messe ihres Bruders anhören und einige Kraft aus dem Gebet in der Kirche schöpfen konnte.

Endlich wurden die Assisen eröffnet.

Blanka wollte denselben durchaus beiwohnen und

begab sich daher, trotz ihrer Schwäche, in Begleitung Felicians und ihrer Mutter nach Niort.

Die Zuschauer drängten sich nicht weniger zu diesen Gerichtssitzungen, als damals in Nimes während des Prozesses Jean Raynals.

Aber Jedermann schenkte Robert eine herzliche Theilnahme, und aus allen Theilen des Saales lächelte man ihm freundlich zu.

Blanka erwartete mit stiller Resignation den Beginn der Verhandlung, und war fest entschlossen, ihr vergangenes Leben öffentlich zu bekennen, wenn es zur Freisprechung Roberts erforderlich war.

Robert war ruhig und gefaßt.

Er hatte Blanka von allem Anfange bemerkt, aber seine Achtung und Liebe verbot ihm, sie mit einem freundlichen Blicke zu begrüßen, bevor die menschliche Gerechtigkeit ihn entweder freigesprochen oder verurtheilt hatte.

Die Sitzung wurde eröffnet.

Zuerst wurde die Anklage vorgelesen. Sie war nach Roberts eigener Aussage abgefaßt, da er der einzige Thäter und der einzige Zeuge des Mordes gewesen war. Robert wendete daher auch durchaus nichts dagegen ein.

In dem Augenblicke, als der Präsident das Verhör des Angeklagten beginnen wollte erhob sich der Staatsanwalt und sprach Folgendes:

„Meine Herren!

„Vor acht Jahren war das Tribunal der Stadt

Nimes versammelt wie gegenwärtig das hiesige. Auf der Anklagebank saß ein junger Mann, den man beschuldigte, seinen Oheim und dessen Haushälterin ermordet zu haben.

„Dieser junge Mann war unschuldig, aber die Beweise gegen ihn waren überführend.

„Er wurde zum Tode verurtheilt und hingerichtet.

„Der wahre Thäter wohnte den Verhandlungen bei und sah die Hinrichtung mit an.

„Dieser nichtswürdige Bösewicht, dieser Dieb, dieser zweifache Mörder ist es, den Robert vor drei Wochen in dem Augenblicke umgebracht hat, als er mit dem Plane umging, ein junges Mädchen zu entehren und einen frommen Mann zu ermorden.

„Ich, der Staatsanwalt und öffentliche Ankläger, stehe von der Anklage ab und trage auf die Freisprechung des Angeklagten Robert an.“

Diese Worte des Staatsanwalts wurden mit einstimmigem Beifall und Freudenrufen aufgenommen.

Alle Anwesenden theilten seine Ansicht, denn Jedermann hatte in den Zeitungen die Geschichte der Verbrechen Valery's gelesen.

Blanka weinte Thränen der Dankbarkeit und hätte die Hand des Staatsanwaltes küssen mögen, der so ganz nach dem Wunsche ihres Herzens gesprochen hatte.

Von unschlüssigem Bedenken konnte nicht mehr die Rede sein.

Die Geschwornen standen auf und zogen sich in ihr Berathungszimmer zurück.

Nach fünf Minuten traten sie wieder ein und ihr einstimmiger Ausspruch lautete auf völlige Freisprechung.

Robert sprang von seinem Sitze auf, eilte auf den Staatsanwalt zu und umarmte ihn weinend.

Blanka und Felician weinten ebenfalls und hielten ihre Hände in einander verschlungen.

Unter den Glückwünschen, Händedrücken und Freudenbezeigungen aller seiner Freunde trat Robert zu ihnen und bedeckte die Hand des Bruders, der Schwester und der Mutter mit heißen Küssen.

Um ihre Gefühle nicht den Augen aller Zuschauer Preis zu geben, gingen sie hinauf in den Zeugensaal, der jetzt leer war, und verschlossen die Thür hinter sich.

Hier sagte Blanka mit schwacher Stimme zu Robert:

„Was wollen Sie nun thun, lieber Freund?“

„Ich will diese Gegend verlassen, Blanka.“

„Vor einem Monate, als mein Bruder noch von nichts wußte,“ fuhr sie fort, „bot er Ihnen meine Hand an und Sie nahmen sie an, obgleich Ihnen schon Alles bekannt war.“

„Ja. Aber was wollen Sie damit sagen, Blanka?“ rief der junge Mann, erschreckend über eine freudige Ahnung, wie ein Anderer über einen Schmerz erschrocken sein würde.

„Jetzt, da mein Bruder Alles erfahren hat, wird er

Ihnen meine Hand nicht mehr anbieten; aber wenn ich nun selbst sie Ihnen antrüge, würden Sie sie noch annehmen?“

„Sie können noch fragen, Blanka?“

„Nun wohl, Robert, nehmen Sie sie, ich bin die Ihrige.“

„Sie opfern sich für mich auf, Blanka! O, wie edel und gut sind Sie!“

„Ich opfere mich nicht auf, lieber Freund; ich liebte Sie schon, als ich Ihre Hand ablehnte, und ich liebe Sie noch.“

„Dann werden Sie uns wohl bald verbinden, mein Bruder, nicht wahr?“

„Höre mich an, Robert,“ sagte Felician, indem er die Hand des jungen Mannes ergriff; „Du bist freigesprochen worden und dies war nicht mehr als gerecht. Die Menschen haben gethan, was sie thun mußten; aber Du hast auch gegen Gott eine Pflicht zu erfüllen. Was ich Dir jetzt sage, konnte und wollte ich Dir nicht früher mittheilen, weil Du frei sein mußtest, um das zu thun, was ich von Dir verlangen will. Du hast einen Menschen umgebracht, Robert. So rein auch die Beweggründe dieser That sein mögen, so bleibt sie immer ein Verbrechen, denn in den Augen der Religion ist es ein Verbrechen, das Werk Gottes zu zerstören. Jedes Verbrechen aber bedarf der Sühne. Du mußt uns jetzt verlassen, wie Du Dir vorgenommen hattest, und nach einem

Jahre kehrst Du zu uns zurück; dann soll Blanka Deine Gattin werden. Während dieses Jahres wirst Du die Kraft, deren Du Dich zu einem Werke der Zerstörung bedient hast, bei jeder sich darbietenden Gelegenheit zum Nutzen Deiner Nebenmenschen anwenden und sie auf diese Weise heiligen."

„Ihr Verlangen ist recht und billig, mein Bruder," antwortete Robert. „Noch diesen Abend will ich abreisen; aber in Einem Jahre, an dem nämlichen Tage und zu der nämlichen Stunde kehre ich zurück, Gott müßte mich denn während dieser Zeit von der Erde abrufen."

„Felician hat Recht," sagte Blanka erröthend; „ein Jahr ist nicht zu viel damit Sie vergessen, was ich nie vergessen werde."

Am Abend trat Robert seine Reise an und schlug den ersten besten Weg ein, da es ihm ganz gleichgiltig war, wohin er ging. Zuvor aber begab er sich noch einmal in seine Wohnung, die er seit langer Zeit nicht betreten hatte, und hier fand er den Brief, den Blanka aus Niort an ihn geschrieben hatte und in welchem sie ihm die Ursache ihres unvermeidlichen Falles auseinandersetzte. Robert konnte diesen Brief zu keiner gelegeneren Zeit erhalten.

Nach Verlauf eines Jahres, genau an dem nämlichen Tage, kehrte Robert auf demselben Wege nach Moncontour zurück, auf dem wir Felician nach seiner langen

Reise von Nantes aus der Heimath haben zuschreiten sehen.

Vier Personen erwarteten ihn am Gartenthore: Madame Pascal, Felician, Blanka und Susanne.

Diesmal verbarg sich kein Schmerz hinter der Freude des Wiedersehens. Blanka und Susanne flogen in die Arme des jungen Mannes, und Letztere fragte ihn:

„Wirst Du nun endlich bei uns bleiben, Robert?“

„Ja, mein Kind, Dein Bruder verläßt uns nicht wieder,“ antwortete ihr Felician.

„Ich danke Ihnen nochmals für den Rath, den Sie mir gegeben haben, mein Bruder,“ sagte Robert, indem er Felician herzlich umarmte; „während des verflossenen Jahres habe ich drei Personen gerettet, welche unfehlbar um's Leben gekommen wären, wenn sie meines Beistandes hätten entbehren müssen.“

Nach Verlauf von vierzehn Tagen ertheilte Felician seiner Schwester und Robert den priesterlichen Segen und predigte an diesem Tage über die Worte Jesu Christi, die er zu der Ehebrecherin sprach:

„Welcher unter Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.“

Ende des zweiten und letzten Bandes.